BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nicolai, Friedrich,

Das Leben und die Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker

Bd.: 2

1774

Coburg, Landesbibliothek -- D III 10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11941359-6

70

Landes-
bibliothek
Coburg

[illegible]

D III X 10.

1941

Landes-
bibliothek
Coburg

Das Leben
und
die Meinungen
des Herrn Magister
Sebaldus Nothanker.

Zweyter Band.

Frankfurth und Leipzig,
1774.

Landes-
bibliothek
Coburg

Vorbericht.

Je poßierlicher die Urtheile über die Fortsetzung dieses Werks ausfallen werden, desto angenehmer wird es dem Verfasser desselben seyn. Er bekömmt alsdenn Gelegenheit, seinen Richtern wieder ein paar unangenehme Wahrheiten zu sagen, und sich auf ihre Kosten zu belustigen.

Die Charaktere bleiben größtentheils, wie sie gezeichnet worden sind. Hat man zuweilen einen Zug geändert, so hat man sich ja diese Freyheit bereits im ersten Bande genommen. Nothanker spricht oft sehr gelehrt, da er doch im Konsistorialexamen so schlecht bestund, daß der Präsident seinem stotternden Gewäsche ein Ende machen mußte. Wie Wilhelmine zur Wolfianerin und plötzlich eine gelehrte Dame worden, läßt sich auch nicht wohl errathen. Vielleicht ist es auf den Bällen, bey den Schlittenfahrten, oder gar am Kammertische geschehen; vielleicht unterrichtete sie auch den Hofmarschall in seinen christlichen Nebenstun-

den. Dem jungen **Nothanker** wird man es, als einem Officier, der Lebensart besitzt, vergeben, wenn er den Studenten nicht hervorbringt, nicht immer beym dritten Worte den **Longin** und **Homer** citiret, und die philosophische Kritik den Professorn überläßt. Da auch niemand jemals ein lateinisches Chronodistichon, oder sonst ein lächerliches Gedichte, auf die Promotion eines Landpredigers, oder ein Bußlied bey einer Landplage, als Heuschrecken, Hagel, feindliche Einfälle ꝛc. von dem Konsistorialpräsidenten gesehen hat, so muß er dergleichen Dinge entweder nie, oder wenigstens im verborgenen verfertiget haben. Die Materie vom Buchhandel ist bereits erschöpft. Noch einen Katalogus abzuschreiben, und über jedes Buch eine entbehrliche Kritik zu machen, gehörete nicht zum Leben und zu den Meinungen des Magisters **Sebaldus**.

Der Plan ist bereits gemacht, und nun kömmt es darauf an, wie wir ihn ausführen werden.

Viertes Buch.

Erster Abschnitt.

Der Leser wird sich aus dem ersten Bande dieser Geschichte erinnern, daß der Postwagen, auf dem sich Sebaldus befand, unweit der Brandenburgischen Gränze in einem Walde von den Räubern überfallen wurde. Den Postillion schlugen sie auf der Stelle todt, und Sebaldus bekam einen Schlag auf sein apokalyptisches Haupt, wovon er betäubt in den Wagen zurück fiel, und weder dachte noch empfand. Ach, wie erschrack der Arme, als er wieder zu sich selber kam, und seinen leeren Kuffer erblickte! Besonders rührete ihn der Verlust der Rekommendationsbriefe, die ihm in Berlin ganz unentbehrlich schienen. Wozu sollte er sich nun entschliessen? Sollte er seine Reise fortsetzen, oder sollte er wieder umkehren? Endlich sagte er bey sich selbst, ich muß nach Berlin, und will auch dahin! Darauf legte er den erschlagenen Postknecht mit vieler Mühe in den

Wagen, setzte sich aufs Sattelpferd, und trieb die trägen Thiere fort. Das war auch der klügste Streich, den er, bey seinen fatalen Umständen, machen konnte, und wer den Verstand der Postpferde kennt, die den Weg besser wußten, als er, wird ihn dieserwegen loben. Alle Menschen, die ihm begegneten, stunden stille, und gafften ihn an. Noch niemals hatte man einen Postknecht in einer schwarzen Montur, auf einem weissen Pferde, gesehen. Einigen fiel der Reuter aus der Apokalypse, andern Don Quichott auf dem Klavilenno ein, und das ganze Städtchen, wo die Pferde gewechselt werden sollten, gerieth über den abenteuerlichen Aufzug des M. Sebaldus in Bewegung.

Der dicke, stämmige Postmeister kam fast ausser sich, als er den Wagen ohne Passagiere, und den unglücklichen Sebaldus, dessen Angesicht mit Blute ganz bedeckt war, auf dem Pferde erblickte. Zum Henker, Freund, schrie er, wer seyd ihr, und wo habt ihr den alten Jochen (so hieß der erschlagene Postknecht) gelassen? Ich, war die Antwort, bin Magister Sebaldus Nothanker, und der Postknecht liegt, in Ansehung seines Körpers, hier im Wagen, allein seine Seele lebt bey Gott. Die Räuber überfielen uns in der vorigen Nacht im Walde, ihn schlugen sie ganz, und mich nur halb todt, und plünderten uns reine aus; das ist alles, was ich davon sagen kann.

Die Urtheile der Zuschauer über diesen unglücklichen Fall waren sehr verschieden. Einige hielten den Sebaldus selbst für den Mörder des Postknechts, wollten ihn gefangen nehmen, und dieserwegen peinlich zum Geständniß seiner Missethat zwingen. Eine alte Frau gab vor, wenn der schwarze Mann den Ermordeten anrühren würde, so würden ihm drey Blutstropfen aus der Nase fallen, und dann, fügte sie hinzu, weiß ich schon, was ich weiß. Andere aber sagten, laßt ihn gehen, es ist ein Schwarzkünstler, der uns alle krumm und lahm hexen kann, so bald es ihm beliebt. Ihr habt Recht, fügte ein Schneider hinzu, denn just so sahe der Zauberer Merlin aus, der mir auf der Wanderschaft, bey Nürnberg, begegnete. Der Postmeister, der indessen den Leichnam des Erschlagenen genau betrachtet hatte, befahl, daß Sebaldus absteigen, und ihm in der Stube die Mordgeschichte umständlicher erzählen sollte. Sebaldus wagte es, und stieg — nein, und machte einen mächtigen Burzelbaum vom Schimmel herab, worüber der Pöbel recht herzlich lachte. Nach seiner Auferstehung bat er, daß man ihm einen Wundarzt schaffen möchte. Kann ihn denn der Herr auch bezahlen? fragte der Postmeister. So viel, antwortete der kraftlose Magister, wird sich noch immer finden, wenn er nur sonst ein Mann ist, der sein Handwerk verstehet. Sein Handwerk verstehet? Auf Gottes Erdboden kömmt ihm keiner bey, unsern

Doktor ausgenommen, versetzte der Postmeister. Ey mein Herr, bat **Sebaldus**, so lassen sie mich lieber zum Doktor führen, denn ich empfinde die größten Schmerzen an meinem Haupte. Das mag seyn, gab der Postmeister kaltblütig zur Antwort. Er hat aber einen dicken Kopf, und der kann einen derben Puff ausstehen. Ich habe nach dem Richter geschickt, und der wird gleich da seyn, und ihn verhören. Geduld also, wenn ich bitten darf.

Endlich erschien der Richter nebst seinen Strickreutern, ließ sich die Mordgeschichte erzählen, und befragte den unschuldigen **Sebaldus** über gewisse Artikel, die gar nicht zur Sache gehöreten. Sein Urtheil fiel dahin aus: Daß **Sebaldus** so lange hier in Arrest bleiben sollte, bis man, seiner unbekannten und verdächtigen Person wegen, eine sichere Nachricht eingezogen hätte. Ihr habt, Freund, fuhr der Richter fort, ein sehr zweydeutiges Gesichte, und wer weiß, ob in der Welt ein Mensch existiret, der **Sebaldus Nothanker** heißt! Könnt ihr einen Bürgen stellen, so will ich euch laufen lassen.

Während der Zeit kam auch der Doktor und der Barbier, wollten amtswegen den Erschlagenen besichtigen, und ein Visum repertum ausstellen.

So bald der Doktor den tiefgebeugten **Sebaldus**, der wie ein armer Sünder vor seinem Richter stand, erblickte, lief er auf ihn zu, bedachte sich einige Augenblicke, trat noch einige Schritte näher, schlug

seine

seine haarigten Fäuste zusammen, und brach in folgende Worte aus: Bist du's, Bruder, oder bist du's nicht? Bist du der alte, ehrliche **Nothanker**, den ich hier vor mir sehe, oder hat sich der Teufel in einen Engel des Lichts verstellt? Nein, liebster **Klippmann**, ich bins selbst, der Böse hat keine Macht an mir. Um Gottes willen, wo kömmst du hier her, und zwar in einer solchen traurigen Gestalt? Gott führt, antwortete **Sebaldus**, seine Heiligen wunderlich, und ich will dir alles erzählen, was du wissen willst, besiehe nur vorher mein Haupt! mich deucht, der Hirnschedel wäre ganz zerschmettert. Und wenn der Kopf mitten von einander gehauen wäre, so leimen wir ihn dir wieder zusammen, ehe man eine Hand umwendet. Verlaß du dich nur auf mich und meinen Kollegen hier! antwortete **Klippmann**.

Nunmehr änderte sich die Scene. **Nothanker** wurde für unschuldig erkläret, und bekam Erlaubniß, hinzugehen, wohin er wollte. **Klippmann**, den die Einwohner dort zum Doktor gemacht hatten, nahm ihn also mit nach Hause.

Zweyter Abschnitt.

Wer ist denn der Doktor **Klippmann**? Eine wunderliche Frage! Niemand, als ein Mensch, der den Arzt, die beste Wochenschrift in Deutschland, nicht gelesen hat, kann sie thun. Sollte der noch

 leben?

leben? Warum nicht? Wie Nothanker zu ihm kam, war er just 63 Jahr alt, und befand sich sehr wohl, ja weit besser, als in Hamburg, wo er ehedem zu Fuße prakticiren wollte, nicht wußte, was flau, benaut und angerögt war, und sich einen ollen Coujon schimpfen lassen mußte. Itzt hatten sich die Umstände mit ihm geändert, er war reich worden, stund bey seinen Mitbürgern in Ansehen, und spielete, als der einzige Arzt in der ganzen Gegend, eine Hauptrolle. Hier, sagte er, will ich lieber der erste, als dort in Hamburg der dritte oder vierte seyn. Und da ich keine Kollegen und keine Nebenbuhler hier habe, so schikanirt mich auch niemand. Nunmehr, fuhr er fort, bin ich das, was ich längst hätte seyn sollen, und auch seyn können, wenns anders Gottes Wille gewesen wäre. Fast gab ich alle Hoffnung auf, und ließ daher auch meinen alten Wahlspruch fahren. Es ist, schrieb ich an meinen Freund, wohl keine Hoffnung mehr übrig, als die der Arme und der Reiche mit einander gemein haben, nämlich, zu sterben, wie Abraham, Hippokrates, Virgil und Hans Sachse. Allein, deshalb bin ich nicht mißvergnügt. Ich habe an mir gesehen, wie wenig es hilft, Fleiß und Unverdrossenheit, eine gewisse mühsam erworbene Geschicklichkeit, und ein ehrliches Herz zu besitzen, wenn man nicht zugleich die Kunst verstehet, die ich nie habe lernen können, Leuten besser zu begegnen, als sie es verdienen, Schurken seine

Dienste

Dienste zu widmen, und Narren zu bekomplimentiren. Eben diese Art zu denken habe ich noch.

Nothanker. Wie kömmst du aber hier damit fort?

Klippm. Sehr gut. Die Leute sind gerade weg, aber ehrlich. Ich kann sie entbehren, und wer sich nicht nach meinen Einfällen richten will, den lasse ich abmarschiren. Auf ein paar Erdenklöse mehr, oder weniger, kömmt es in der Welt nicht an. Sey lustig, Bruder! Hier hast du ein Glas Kirschbranntewein, das wird dich wieder stärken! Er ist gut, ich ziehe ihn selber ab, und für deinen Kopf sey nur unbesorgt! Deine Peruque, die fast so stark, wie eine Römische Testudo ist, hat den Schlag aufgehalten. Prosit, ein Ganzes!

Nothanker. Sage mir doch, mein lieber Klippmann, wie bist du denn zu allen den Herrlichkeiten gekommen? Dort in dem kleinen Orte an der Weser, wo die Leute zwar nicht so ekel waren, wie in Hamburg, wo du aber doch als ein halbnackender Praktikus leben mußtest, dort —

Klippm. Gieng mirs freylich schlecht, und doch zankte ich nicht mit dem Himmel, oder rief die Hölle um Beystand an. Ich hatte nicht viel, ich brauchte aber auch nicht viel. Das Unglück eines Fremden, der des Nachts hinter meinem Hause mit dem Pferde in einen Graben stürzte, einen Fuß brach, und halb todt zu mir gebracht wurde, machte mein Glück.

Ich that zwar alles, ihn zu retten, und pflegte ihn, wie meinen leiblichen Bruder. Umsonst! es war im Rath der Wächter beschlossen, daß er ad Patres gehen, und mir Platz machen sollte. Das Pferd hatte ihm auf die Brust getreten, und er warf Blut aus. Ich that ihm daher kund und zu wissen, daß er sein Haus bestellen möchte, denn er würde sterben, und nicht lebendig bleiben.

Nothanker. Fand er sich?

Klippm. So ziemlich! Gerne, sagte er, will ich sterben, wenn ich nur meine Frau noch einmal sprechen und sie umarmen sollte. Sie ist die Freude meines Lebens gewesen, und sie — ja sie liebte mich aufrichtig. Ach, was wird aus ihr werden, wenn sie meinen plötzlichen Tod erfährt! Gott stehe ihr mit Troste bey! wenn man ihr nur die Nachricht mit einer feinen Manier beybringen könnte. Ich bat, daß er mir einen Brief an sie diktiren möchte, und versprach, daß ich ihn selbst überbringen wollte. Dies geschahe auch. Er rühmete in demselben meine Sorgfalt für seine Gesundheit, und empfahl mich ihrer Freundschaft bestens. Die Nachschrift setzte er mit zitternder Hand selbst hinzu. Sie lautete also: Ich bitte dich, liebster Schatz, bleib nicht Wittwe, wenn sich anders ein Mann findet, der deiner werth ist. Du weißt, daß unsere Apotheke im besten Stande ist, und diese würde eingehen, wenn du dich bloß auf den Gesellen verlassen wolltest. Der Herr

Doktor,

Doktor, bey dem ich hier liege, bey dem ich sterben werde, und der dir diesen Brief selbst einhändigen wird, ist ein geschickter und gutherziger Mann. Schickt sich einer in der Welt wieder für dich, so ist es dieser. Nimm ihn, so bald es der Wohlstand erlaubet! Dies ist meine letzte Bitte, und die wirst du mir nicht abschlagen. Wenn du diesen Brief empfängst, werde ich nicht mehr seyn. Lebe wohl!

Er zeigte mir diesen Vorschlag, und sahe mich starr dabey an. Haben sie Lust? fragte er. Ich sage Amen, war meine Antwort. Allein, ich bin schon ein alter Kerl, wird mich ihre Frau Liebste auch nehmen? Meine Frau ist auch nicht mehr jung, und sie beyde schicken sich gut zusammen. Wir haben nie Kinder mit einander gehabt, mein Testament liegt versiegelt auf dem Rathhause, und ich habe sie reichlich bedacht. Leben sie lange und vergnügt mit einander!

Nachdem er noch einige Handlungen der Religion ausgeübet hatte, so verschied er in Gegenwart des Predigers, und ein paar obrigkeitlicher Personen, die ich nicht ohne Raison hatte anbey rufen lassen: denn er hatte eine goldene Uhr bey sich, die ich itzt hier trage, und mehr Geld, als man zu der ansehnlichsten Beerdigung brauchte.

Nothanker. Nun, ich erstaune ganz; und du bekamest also die Wittwe?

Klippm. Stoß erst an! Es leben unsere Weiber!

Nothanker. Ach, ich habe keine mehr.

Klippm. Liegt nichts daran. Deine künftige und meine gegenwärtige! (sie trinken). Nicht wahr, daß ist ein ächter Liqueur? So gut machen ihn die Franzosen nicht. Trink, Bruder! das Essen wird bald fertig seyn. Nach Tische kömmt der Barbier, obgleich nur pro forma, denn ich verstehe das Ding besser, als er. Es ist aber ein guter Narre, mit dem ichs nicht verderben mag. Lottchen! wo bist du denn? Du läßt dich ja heute gar nicht sehen. (Lottchen erschien) Siehst du wol, Bruder? das ist der liebe Schatz, der mir im Testamente vermacht worden ist. Komm her, Kind, und gieb dem Herrn einen rechten tüchtigen Patsch. Es ist ein alter ehrlicher deutscher Degenknopf, und verdient, daß du ihn gerne siehest. Nu, Bruder, wie gefällt dir meine Frau? Madame **Klippmann** machte einen schönen Knix, dem **Nothanker** einen Kratzfuß vor und rückwärts entgegen setzte, und ihr, nach seiner Art, sehr viel Schönes vorsagte. Sie war wirklich noch eine leidliche Frau, die sich sehr reinlich hielt, und auch ihren Mann recht artig herausputzte. Wohl dem, rief **Nothanker** aus, der ein solches tugendsames Weib hat! er lebt noch eins so lange.

Klippm. Das hoffe ich auch. Siehe einmal mein Degenkuppel an! so weit mußte ich mich sonst zusammen schnallen; und itzt? Habe ich nicht einen Bauch, wie der beste Burgermeister?

Auf diese Art unterredeten und vergnügten sich ein Paar Männer, die einander lange nicht gesehen hatten, und doch noch herzlich liebten. Nun verlangte **Klippmann** auch die Geschichte des Sebaldus zu wissen, und er erzählte sie ihm. Mehr als einmal wurde er von **Klippmannen** durch einen kleinen Hausfluch in seiner Erzählung unterbrochen. Sapperment! wer that das? Stauzius? Ey so wollte ich! das ist ja ein Erzbösewicht! Und du? War denn keine Christen Seele da, die sich deiner annahm? Ja, ja, so gehts in der Welt! Was willst du aber nun anfangen, wenn du keinen Gönner und auch kein Geld nicht hast? Weist du was? Bleib bey mir, du sollst Brod haben so lange ich lebe, und sollst auch nicht hungrig sterben, wenn du mich überlebest. Ich will dich die chymischen Handgriffe lehren, und du kannst mir im Laboratorium mit helfen, und deine Pfeife ruhig dabey rauchen. Was willst du im Lande herumstreichen, und dich tausend Gefährlichkeiten aussetzen. Wenn ich wie du wäre, ich blieb.

Sebaldus dankte dem treuherzigen **Klippmann** für sein gütiges Anerbieten, und versprach, daß, wenn in Berlin nichts für ihn zu thun wäre, er seinen Sitz bey ihm aufschlagen wollte. Auch dies ließ sich Klippmann gefallen. Heute, morgen, und noch acht Tage hinter einander, überlaß dich mir, und ruhe aus. Ehe dein Poetenkasten wieder gut ist, kannst du ohnedem nicht fort. Ich will dich mit

allen

allen meinen hiesigen Freunden bekannt machen, wenn du sie anders kennen lernen willst. Komm, die Suppe wird kalt, oremus!

Seit etlichen Jahren war **Nothanker** nicht so munter gewesen, als itzt. Der feurige Liqueur vertrieb alle Grillen aus seinem Kopfe, die um desto leichter heraus fliegen konnten, weil ihm der Räuber oben eine kleine Oeffnung gemacht hatte. Recht aufrichtig dankte er Gott für diese angenehme Stunden, und wünschte seinem Freunde, nebst seiner Gattin, allen Segen vom Himmel an. Möchtest du doch, werther **Klippmann**, noch einen jungen Sohn herzen! Bruder, antwortete dieser und schob seine Perüke auf das eine Ohr, es ist vorbey! was liegt daran! Itzt habe ich keine Sorge; hätte ich Kinder, wer weiß, ob ich nicht manche Nacht schlaflos zubringen müßte. Sagtest du nicht vorhin, du hättest einen Sohn? Wo ist denn der? Er ist unter die Soldaten gegangen, und wahrscheinlicher Weise lebt er nicht mehr, denn sonst würde er doch wol an mich schreiben. Da siehest du es also. Nein, ich befinde mich so besser.

Was weiter zwischen beiden Männern vorgegangen, übergehe ich, weil es nicht zur Sache gehöret. Nur dies melde ich, daß sie Abends mit einander ein Paar Lieder recht laut sangen, und daß **Nothanker** eine kleine Rede hielt, wodurch die ganze Nachbarschaft, die ihn für einen Herrnhuter hielt,

in Bewegung gesetzt, aber auch erbauet wurde. **Nothanker** wurde vor seiner Abreise von seinem Freunde mit Wäsche und auch mit Gelde beschenkt. Der Abschied war rührend, und beide weineten wie die Kinder. Wer die wahre Freundschaft kennt, der wird sich nicht darüber wundern.

Dritter Abschnitt.

Neue und schöne Gegenstände kläreten die nassen Augen des Magister **Sebaldus** wieder auf, und er gelangte ohne die geringste Verdrießlichkeit in Berlin an. Da er auf der ordinairen Post saß, und auch ausserdem keine contrebande Waare bey sich führete, (denn seinen Commentar über die Apokalypse hatte er bey dem Herrn **Hieronymus** gelassen) so konnte ihm bey der Ankunft auf der Gränze der königlichen Lande nichts plombiret oder mit Bley versiegelt werden. Im Thore fragte man, wer er sey, und was er für ein Gewerbe treibe? Ich bin gar nichts, und treibe auch kein Gewerbe. Recht gut, ein Mensch, der gar nichts ist, der weiß nichts von Beschwerden. Wie heißt aber Ihr Name? **Sebaldus Nothanker.**

Der Officier, welcher die Wache hatte, hörete diesen Namen, und ihm wurde ganz warm ums Herz herum. Ohne sich lange zu besinnen, schickte er seinen Bedienten mit dem Befehle nach, genau Achtung zu geben, wo der fremde Schwarzrock sein Quartier nehmen würde. Nichts war leichter, als

dieses. **Sebaldus** erkundigte sich nach einer guten Herberge, erhielt sie, und zog mit seinen Kuffer auf der Leipziger Straße im goldenen Stern ein. Ganz ermüdet warf sich unser Pilger in einen Lehnstuhl, und sagte — ach, wer will das wissen, was er sagte, oder dachte? Es war ja keine Seele bey ihm. Vermuthlich machte er einige Reflexionen über Berlin, dergleichen große und prächtige Stadt er noch nie gesehen; rekapitulirete in der Geschwindigkeit alle glückliche und unglückliche Perioden seines Lebens, tröstete seinen hungrigen Magen mit einer guten Mittagsmahlzeit, und steckte zuweilen den Kopf zum Fenster hinaus. Kaum hatte er eine halbe Stnnde bey Tische gesessen, so ließ sich ein Officier, der Herr von A*, bey ihm anmelden. Der gute **Nothanker** erschrack, und wußte nicht gleich, ob er den Besuch annehmen, oder verbitten sollte; doch, er nahm ihn an, stund auf, gieng seinem Gast entgegen, und fragte, womit er ihm dienen könnte. Mein Herr, sagte der Officier, wenn Sie erlauben, so speise ich mit Ihnen, und setzte sich ohne Umstände nieder. **Nothanker**, der bereits eine Portion verschluckt hatte, wollte eben aufstehen, und noch eine bestellen, als ein paar Bediente die Tafel nicht nur mit andern Gerichten, sondern auch mit etlichen Flaschen köstlichen Rheinwein besetzten. Für Geld, mein lieber Herr — wie heißt Dero werther Name? Magister **Sebaldus Nothanker**. Für Geld, mein

mein lieber Herr Sebaldus Nothanker, können Sie hier alles bekommen. Sie sind noch nicht satt, (das war auch wahr) ich sehe es Ihnen an: Hunger müssen Sie in Berlin nicht leiden! Kommen Sie, ich will Ihnen vorlegen.

Nun war zwar dem ehrlichen Sebaldus der Zuspruch des jungen und belebten Officiers sehr angenehm, ob er ihn gleich nicht kannte, noch die eigentliche Absicht desselben errathen konnte; wenn er aber die im Zimmer angeschlagene Taxe ansahe, drey Portiones Essen, zwey Flaschen Rheinwein, jede 1 Rthlr. 8 gr. und seine Börse mit einander verglich, so wollte ihm kein Bissen schmecken. Der Officier merkte diese Verlegenheit sehr zeitig an ihm, und es wäre grausam gewesen, einen ohnedem betrübten Mann, der sich noch dazu an einem Orte befand, wo er mit seinem Gelde nicht drey Tage ausgekommen wäre, noch mehr zu ängstigen. Freundschaftlich nahm er ihn bey der Hand, trank ihm zu, und sagte: Sie sind mein Gast, so lange Sie sich hier aufhalten. Ich bezahle alles, was Sie verzehren. Ich verspreche Ihnen dieses bey Officiers Parole: lassen Sie sichs wohl schmecken!

Mein Gott, rief Sebaldus aus, was giebts noch für gute Menschen in der Welt! Kennen Sie mich denn? Haben Sie mich denn jemals gesehen?

Da ich im vorigen Kriege in Sachsen gestanden, so kanns leicht seyn, daß ich sie gesehen habe. Wenn auch nun nicht, so sind Sie mir aus einem andern

Grunde schätzbar. Ich liebe die Geistlichen, und suche ihre Gesellschaft überall auf. Es lebe Ihre Frau Liebste!

Nothanker verstummte; ein paar Thränen rollten ihm über die Wangen.

Sie weinen? Wollen wir nicht ein Glas auf die Gesundheit dieser würdigen Dame ausleeren?

Kaum, daß **Sebaldus** ihm mit halbgebrochenen Worten sagen konnte: Meine Frau ist nicht mehr, sie hat ihren schönen Geist in einer elenden Hütte aufgegeben.

Nach einer kleinen Pause stund der Officier auf, und fiel dem Alten um den Hals: Ist meine Mutter todt? Liebster Vater, was sagen sie! das wolle Gott nicht!

Eine rührende Scene, die ich nicht beschreiben kann. **Sebaldus** kannte seinen Sohn nicht; und wie gieng das zu? Ganz natürlich. Seit 10 Jahren hatten sie einander nicht gesehen. Der Sohn war so wohl auf der Universität, als auch vorzüglich unter den Soldaten, größer, schöner und manierlicher worden, als er ehedem gewesen. **Sebald** glaubte auch, daß sein **Karl** bey Torgau geblieben sey, und zwar nicht ohne Grund, denn man hatte im Gefechte fallen sehen, daher kam es, daß er ihn seit der Zeit nicht mehr in sein Gebet mit einschloß, sondern ihm nur zuweilen eine Stelle im tausendjährigen Reiche anwünschte. Sich näher um ihn zu bekümmern, gieng auch nicht wohl an, denn er

kämpfte seit einigen Jahren mit Unglücksfällen, die den besten Kopf verwirren konnten; und zudem führte der Sohn den Namen seines Vaters nicht, war ihm auch nicht im geringsten ähnlich. Das einnehmende Wesen besaß er von der Mutter, den Geist, Muth, und die ungezwungenen Manieren von — von — was weiß ichs, von wem! Die sel. **Wilhelmine** war bey ihrer ersten Schwangerschaft noch vom Hofe eingenommen, und das Ideal von einem Sohne, der von ihr geboren werden sollte, fiel ins Große. Kein Wunder also, daß der Alte ganz im Dunkeln war, und die liebreiche Umarmung seines Stammhalters nicht erwiederte.

Der Lieutenant merkte, was in der Seele seines Vaters vorgieng, und ließ ihm Zeit, sich zu erholen. Darauf fragte er: Kennen Sie Ihren **Karl**, Ihren Sohn, nicht mehr? Ach, was soll ich sagen! Sie mein **Karl**! Nein, es ist ein Werk der Phantasie! Sie sehen viel zu edel aus, als daß sie mein Sohn seyn könnten, und mich deucht, Sie hätten den Anstand eines Prinzen.

Machen Sie mir kein Kompliment, das über meinen Stand und meine Verdienste ist. Ich bin Ihr Sohn, und hier sind Dokumente. Er zeigte ihm Briefe, die er nach Leipzig an ihn geschrieben hatte, sein Pettschaft, und erzählte ihm Anecdoten, die sonst niemand wissen konnte, als er. Nach vieler Mühe wurde endlich der alte **Nothanker** überzeugt, daß der Premierlieutenant von A* sein rechter Sohn,

und er sein rechter Vater sey, und umarmeten einander recht zärtlich. Darauf hielten sie folgenden Dialog mit einander:

Der Sohn. Sie kündigen mir also den Tod meiner Mutter an, einer Dame in ihren besten Jahren, wie gieng das zu?

Der Vater. Mein Unglück verkürzte ihr das Leben. Vollständig kann ich dir meine traurige Geschichte nicht erzählen; nur dies melde ich dir: ich wurde aus nichtswürdigen Ursachen abgesetzt, plötzlich und mit Gewalt aus der Pfarrwohnung vertrieben, von allen Menschen verlassen, und — ich muß aufhören — das Herz brach ihr, und deine jüngste Schwester, die du nie gesehen, starb zu gleicher Zeit. Nachher bin ich im Elende herumgezogen, und weiß noch immer nicht, wo mein Fuß Ruhe finden wird. Meine Feinde leben und sind mächtig, und die mich unbillig hassen sind groß.

Der Sohn. Himmel, tausend —! was ist das Alles? Wer sind ihre Feinde? Nur gerade heraus! Mich soll dieser und jener, wenn ich ihnen nicht die verdammten Hälse breche.

Der Vater. Laß es gut seyn, mein Sohn! Die Gewalt über mich ist ihnen von oben herab gegeben. Die Rache ist mein, spricht Gott, ich will vergelten.

Der Sohn. Ja, aber sie muß schon hier anfangen. Nennen sie mir die verfluchten Kerle, die sie um ihren Dienst, und meine liebenswürdige Mutter ums Leben gebracht haben, mir kömmt es zu, die Teufel zu züchtigen.

Der Vater. Du bist aufgebracht. Du denkst als Soldat, und würdest auch so verfahren, mir aber dadurch nicht nur keinen Nutzen schaffen, sondern mein Unglück vergrößern. Meine Wege sind dem Herrn befohlen. Indessen empfinde ich ein lebhaftes Vergnügen, dich wieder zu sehen. Könnte ich doch zugleich **Marianen**, deine Schwester, umarmen! Welcher Tag der Wonne würde der heutige alsdenn für mich seyn! Hernach wollte ich gerne sterben.

Der Sohn. Wo ist **Mariane**?

Der Vater. Das weiß ich selber nicht. Bey einem gewissen Herrn **von Hohenauf**, den ich nicht kenne, glaube ich.

Der Sohn. Meine Schwester war noch sehr jung, und schon sehr schön, wie ich sie verließ. — Das wahre Ebenbild unserer Mutter; wenn sie nur nicht etwa in unrechte Hände fällt.

Der Vater. Das wolle Gott nicht! Sie würde meine graue Haare mit Jammer hinunter in die Grube bringen. Doch nein! Die letzten Worte ihrer Mutter waren: Lebe so, wie dich deine Eltern gelehret haben, tugendhaft und unsträflich. Gott gebe, daß du deinen Bruder noch einmal wieder sehest. Ists möglich, so unterstütze deinen alten Vater, so lange er lebet. Gott sey dein Erhalter; seiner Vorsorge empfehle ich dich; denn leider bist du von Menschen verlassen! Umarme mich! Diese Vorschrift wird Mariane nie vergessen.

Der Sohn. Vortreffliche Mutter! Ihr Bild kann ich mir recht lebhaft vorstellen. Wäre ich doch so glücklich gewesen, ihr noch einmal die Hand zu küssen!

Der Vater. Auch ich wünsche es. Sie würde ein wahres Vergnüden empfunden haben, dich in dieser prächtigen Uniform zu sehen.

Der Sohn. Schreibt Mariane zuweilen an Sie, Papa?

Der Vater. Niemals. Sie hat, wie du, einen andern Namen angenommen, weiß auch nicht, wo ich mich aufhalte. Ich bete für sie.

Der Sohn. Grausames Schicksal, daß eine Familie der Liebe so getrennt seyn muß! Indessen werde ich mir Mühe geben, sichere Nachricht von meiner Schwester einzuziehen, und ihr meine Dienste anzubieten. Ich habe schöne Aussichten. Auf gutes Glück, Papa! (sie trinken.) Sagen Sie mir doch, in welcher Absicht kommen Sie nach Berlin?

Der Vater. Eben dieses gute Glück zu suchen und zu finden. Ich hatte zwey Rekommendationsschreiben bey mir; einen an den Hofrath von **, von dem Major von B**, den ich in Leipzig bey einer interessanten Gelegenheit kennen lernete. In dem andern wurde ich einem hiesigen berühmten Buchhändler empfohlen. Beyde Briefe sind mir, nebst allem, was ich in meinem Kuffer auf der Post bey mir führete, abgenommen, und ich fast todt geschlagen worden. Nun kann ich weder zum Hofrath, noch

zum

zum Buchhändler gehen; wenigstens kann ich keine gütige Aufnahme erwarten.

Der Sohn. Liebster Gott, welche Unglücksfälle! Doch auch diese sind zu überwinden. Dem Namen nach, ist mir der Herr von B** bekannt. Er ist itzt Oberstlieutenant, und das Regiment, worunter er stehet, wird nächstens hier die Revüe mit paßiren. Ich schaffe Ihnen alsdenn Gelegenheit, ihn zu sprechen. Zum Hofrath und zum Buchhändler können Sie auch ohne Empfehlungsschreiben gehen. Beyde werden Ihnen auf Ihr Wort glauben. Wagen Sie es! Gewinnen Sie nichts, so sollen Sie auch nichts dabey verlieren. Verlassen Sie sich auf mich. Noch heute schaffe ich Ihnen ein Quartier bey guten Leuten, und sorge daselbst für Ihre Bequemlichkeit. Hier im Gasthause ist es Ihnen zu theuer.

Der Vater. Ich lasse mir alles gefallen; nur möchte ich dir keine Unkosten verursachen.

Der Sohn. Ohne Sorgen! Ich habe im vorigen Kriege schon so viel Beute gemacht, daß ich Sie etliche Jahr davon ernähren kann, und meine Braut —

Der Vater. Wie? Du bist versprochen?

Der Sohn. Ja, Papa, mit dem besten Mädchen, das ich kenne. Sie ist die Tochter eines reichen Kaufmannes in —. So bald ich eine Kompagnie und die königliche Koncession zu meiner Heyrath bekomme, so werden wir ein Paar. Bey mir sollen Sie alsdenn, wie ein Philosoph, leben, und Ihre Enkel segnen.

Der Vater. Kannst du dich dieserwegen nicht näher erklaren, und mir den Vater deiner Braut nennen?

Der Sohn. Sie sollen mit der Zeit alles erfahren. Itzt muß ich erst für ein Quartier und für einen andern Anzug sorgen. So wie Sie da sind, kann ich Sie nicht in Berlin herum führen. Die Leute würden Sie für einen Konversus ansehen.

Der Lieutenant nahm sich also des Magister **Sebaldus** treulich an, und schuf ihn äusserlich ganz um. Den schwarzen Rock, der etwa 20 Jahr alt seyn mochte, mußte er ablegen, und einen blauen Oberrock anziehen. Die Peruke, die seit dem Tode seiner Frau nicht ausgekämmet, nicht gepudert worden war, wurde frisiret, und hinten ein Haarbeutel daran bevestiget, der keiner Patrontasche etwas nachgab. Doktorand **Klippmann** erbot sich vorher zwar, das Nest aufzubrennen und mit Mehl zu bestreuen, allein der Magister verbat es, weil er, wie die Juden, bey der Zerstörung Jerusalem, noch länger in Squalore einhergehen wollte. Wie **Sebaldus** ausstaffiret war, sagte der Lieutenant voller Verwunderung: Hol mich der — Papa! so gut haben Sie in Ihrem Leben noch nicht ausgesehen; **Sebaldus** betrachtete sich im Spiegel und lächelte. Ich werde wieder jung, wie ein Adler: was würde **Hieronymus** und **Klippmann** sagen, wenn sie mich in dieser Montur erblicken sollten.

Der Sohn. Was sind das für Männer?

Der

Der Vater. Wackere Männer sind es; beiden bin ich verbunden. Der erstere handelt mit Postillen, Ochsen, Schafen, Schweinen, Korn, Eyern, und allem, was zur Nahrung und Nothdurft des Geistes und des Leibes gehöret, und fället ein vernünftigeres Urtheil, als sein Nachbar, der Superintendent, oder sein anderer Nachbar, der Rath in dem fürstlichen Expeditionskollegium. Er hielt deine jüngste Schwester über der Taufe, und ließ sie nachher, nebst der Mutter, auf seine Kosten beerdigen. Wäre ich ein Fürst, so machte ich ihn zum Kammerpräsidenten. Der Andere ist ein Arzt, thut an Menschen und Vieh wunderbare Kuren, und ziehet köstlichen Aquavit ab. Er hat viel gelitten, und nun sitzt er in seinem Lehnstuhle so ruhig, wie in Abrahams Schooß, und raucht seine Pfeife. Er ist ein Samariter; Gott belohne ihn! **Hyeronymus** und **Klippmann** würden über meinen Anzug erstaunen.

Der Sohn. Möchten sie doch! Leute, die die Welt kennen, finden sich in Alles.

Der Vater. Richtig! Gott sieht nicht die Montur, sondern das Herz an. Hast du, als Soldat, beym Regimente auf die symbolischen Bücher geschworen?

Der Sohn. Trinken Sie, liebster Vater! Die Geister des Weins verfliegen in der Atmosphäre. Sinds denkende Köpfe, so werden sie wider Ihren Anzug nichts einzuwenden haben. Sie predigen, taufen und kopuliren ja nicht: warum wollen Sie also in der traurigen Uniform eines Geistlichen einher

her gehen? Würde sie nicht eine Veranlassung seyn, daß die Leute, mit denen ich Sie bekannt machen will, sich nach Ihren unglücklichen Umständen erkundigten, und daß Sie alsdenn selbige erzählen müßten? Wahrscheinlicher Weise fällt Ihnen dieß verdrießlich. Wenden Sie vielmehr alle Mittel an, Dinge zu vergessen, die nicht geändert werden können. Ist eine göttliche Vorsehung, die sich nicht nur um das ganze menschliche Geschlecht, sondern auch um jedes Individuum bekümmert, so werden Sie, nach so vielen Leiden, schon hier wiederum getröstet, und die Bösewichter, die Sie unglücklich gemacht haben, gepeiniget werden. Ich werde Ihre Sache auch zu der meinigen machen; und, wenn der Major noch Ihr warmer Freund ist, woran ich gar nicht zweifele, so bringen wir beyde es gewiß dahin, daß Sie im Alter vergnügt leben können. Izt verlasse ich Sie, um Ihnen ein gutes Quartier zu miethen, und in ein paar Stunden hole ich Sie ab. Dies geschahe auch, und Sebaldus fand Raum bey einem Manne, der ihm seinen Aufenthalt in Berlin sehr angenehm machte.

Vierter Abschnitt.

Man weiß, daß Sebaldus in Leipzig weder auf die Bauart der Palläste, noch auf ihre stolzen Einwohner, Achtung gab, sondern nur von einem Buchhändler zum andern wanderte, und ihren unermeßlichen Vorrath von Makulatur bewunderte. In

Berlin

Berlin wollte er es wieder so machen, und freuete sich recht herzlich, daß hier zehen deutsche und drey französische Buchhandlungen blüheten. Der Wirth wunderte sich über den besondern Wurm des Magisters, und sagte ihm sehr freymüthig: Ihr Geschmack, mein Herr, gefällt mir nicht; er ist zu eingeschränkt, und verräth einen Schulmeister. Ich liebe die Lektur; ich will mir aber just den Kopf damit nicht verderben, und mich zum Pedanten studiren. Ein feiner Herr, der nach Paris und Versailles kömmt, wühlt sich gewiß nicht in die Bücher ein; und hier ist mehr als Paris und Versailles. Von der Größe will ich nicht reden, sondern nur von der Kostbarkeit und Schönheit der Palläste, und von der Breite, Anlage und Reinlichkeit der Straßen. Sehen sie hier diese lange Allee von sechs Reihen Linden, deren Höhe noch über die Dächer der Häuser dieser ausserordentlich breiten Straße hinauf steigt. Beym Ausgang derselben fällt ihnen die Akademie, das Zeughaus, und das Schloß in die Augen. Hernach will ich sie rechter Hand hinauf durch die Wilhelmsstraße führen, und ihnen ungemein prächtige Häuser zeigen, z. E. den Pallast des Prinzen Ferdinand, den er als Johanniterordensmeister besitzt; den Pallast des Prinzen Friedrich von Braunschweig; das Westlersche Haus, in welchem der türkische Gesandte ehedem einquartiret wurde; das Haus der böhmischen Schule und das Predigerhaus; und das Schindleri-

sche Waysenhaus. Die vornehmsten Merkwürdigkeiten sind hier wohl das königliche Schloß, das Zeughaus, die Raritätenkammer, das Naturalienkabinet, die Bibliothek, das Gießhaus rc. diese verdienen von einem Kenner betrachtet zu werden, und —

Von solchen Herrlichkeiten, fiel ihm **Sebaldus** in die Rede, bin ich, leider, kein Kenner, und werde es nun auch nicht werden. Ein Gesicht aus der Offenbarung Johannes zu beurtheilen, das ist eigentlich meine Gabe.

Ich mißgönne Ihnen Ihr Talent nicht; allein, mich deucht doch, Sie würden besser thun, wenn Sie es in Berlin vergrüben, und Ihren Geist mit schönern und nützlichern Wissenschaften wieder aufzuklären suchten. Der Lieutenant **von A***, der Sie besonders zu lieben scheinet, hat mir aufgetragen, Ihnen die Zeit auf eine angenehme Art zu vertreiben, Sie munter zu machen, und munter zu erhalten; und wenn ich das thun soll, so müssen wir nicht aus der Apokalypse schwatzen, die ich nicht verstehe, und die vielleicht kein Mensch noch verstanden hat. Was liegt auch daran!

Sind Sie ein Lutheraner, mein Herr? fragte **Sebaldus**. Ich bin ein Christ, antwortete jener; halte mich aber eigentlich zur reformirten Kirche, weil ich in derselben geboren bin. Sonst finde ich zwischen beyden Kirchen keinen wesentlichen Unterschied. Gott ist ja auch kein Katholik, kein Luthera-

ner,

ner, kein Reformirter, und man würde sich versündigen, wenn man glauben wollte, daß dieses große Wesen auf die symbolischen Bücher von einer dieser Religionspartheyen geschworen hätte. Unglücklich ist das schwache und barbarische Volk, das da denkt, es sey nur ein Gott für sein Land allein, welches eine Gotteslästerung ist. Wie? Die Sonne erleuchtet aller Augen, und das Licht Gottes sollte nicht mehr, als eine kleine elende Völkerschaft auf dem Winkel der Erdkugel erleuchten? Welche Thorheit! Die Gottheit redet in die Herzen aller Meuschen, und das Band der Liebe muß sie von einem Ende zum andern vereinigen. Unser König denkt in diesem Stücke, wie Gott, und es kömmt um deßwillen bey Hofämtern, bey der Armee, und bey andern königlichen Bedienungen, gar nicht darauf an, ob jemand lutherisch, reformirt oder katholisch sey. Diese wahrhaftig christlichen Grundsätze sind in den neuern Zeiten die Grundsätze aller preußischen Staaten geworden, und haben vorzüglich unter den Gliedern beyder protestantischen Kirchen, so wol im Lande, als in dieser großen Residenz, einen solchen allgemeinen Geist der Duldung, der Vertragsamkeit und gegenseitigen Liebe ausgebreitet, daß man in Berlin von dem verhaßten Unterscheide, der anderswo unter beyden noch immer gemacht wird, fast gar nichts weiß. Indessen herrscht weder der Geist des Unglaubens, noch der Religionsgleichgültigkeit, unter uns. Wir haben viel gelehrte

und würdige Prediger; unsere Gotteshäuser werden in der Woche und an den Sonntagen von Hohen und Niedrigen stark besucht; der Hof und die Stadt können Muster der ungeheuchelten Gottesfurcht und reinsten Tugend aufweisen, ja auch unter dem großen Haufen herrscht mehr wahres Christenthum, als in manchen andern volkreichen Städten, wo man mit der Andacht und dem angeblichen Eifer der Religion sehr viel Geräusch macht. Wegen einer besondern Religionsmeynung kömmt hier niemand in die Inquisition. Wer sich als ein guter treuer Bürger aufführet, hat seine völlige Gewissensfreyheit; er geht auf dem Wege gen Himmel, der ihm der sicherste zu seyn scheinet. Man findet daher hier, nebst einer großen Menge Israeliten, auch Herrnhuther, Eichtelianer ꝛc. Sekten, davon immer eine poßierlicher ist, als die andere. Alle diese leben hier in Frieden, und tragen das ihrige zur Wohlfahrt des Staats bey. Warum sollte man nun solche Leute hassen, oder gar verdammen? In unsers Vaters Hause sind viel Wohnungen, und jeder wird dereinst, wenn wir alle hinankommen, zu einerley Glauben, Raum finden. Der Verfolgungsgeist, sagt unser großer König, ist ein Tyrann, welcher die Länder entvölkert, und die Duldung eine zärtliche Mutter, die sie blühend macht.

Unschätzbares Glück, rief **Sebaldus** aus, der Unterthan eines solchen Monarchen zu seyn! Wäre

es

es in meinem Vaterlande so, so würde ich izt nicht in der Irre herumgehen müssen.

Der Wirth, den ich künftig Felix nennen werde, beklagte das Schicksal des **Sebaldus** aufrichtig, verlangte aber keine nähere Erklärung von ihm. **Sebaldus** bat sich Feder, Dinte und Papier aus, und so bald er alles erhalten, schrieb er an den Buchhändler **Hieronymus**:

Liebster Freund,

Nach verschiedenen unangenehmen und angenehmen Zufällen bin ich endlich in Berlin angelanget. Straßenräuber überfielen mich auf der Post, schlugen mich halb todt, und plünderten meinen Kuffer. Der Verlust der beyden Rekommendationsbriefe geht mir noch immer sehr nahe, weil ich ohne dieselben weder zum Herrn von S. noch zum Buchhändler N** gehen kann. Gott war indessen mein Schild, und ich lebe noch, seine Wunder zu verkündigen.

Freuen sie sich, Bester, mit mir! ich habe meinen einzigen, meinen geliebten Sohn wieder gefunden. Er stehet, als Premierlieutenant, unter dem — Regimente, das hier in Garnison liegt. Nie hat ein Sohn seinen Vater zärtlicher geliebt, als mich dieser junge Mensch liebt. Dafür wird er auch lange leben, und ihm wird es wohl gehen auf Erden.

Das prächtige Berlin habe ich bisher nur mit flüchtigen Augen betrachten können; allein, mein

gütiger Wirth und mein Sohn werden mich nächstens auf die Schönheiten dieser Stadt aufmerksamer machen, und ich werde ihnen folgen, wenn ich merke, daß die Herrlichkeiten dieser kleinen Welt etwas zu meiner Beruhigung beytragen. Nächstens sollen Sie meine Meinung von allen Gegenständen, die mich in diesen königlichen Residenzstädten am meisten rühren, erfahren. Möchte ich nur zu derjenigen Heiterkeit des Gemüths gelangen, die an gewissen Personen, die hier um mich herum sind, recht deutlich wahrzunehmen ist. Wünschen Sie also meiner Seele den Frieden, den ich noch nicht recht kenne, und den die Welt nicht geben kann. Ich umarme Sie von ganzem Herzen, ohne alle Weitläuftigkeiten, die unter Philosophen gar nicht Statt finden dürfen. Leben Sie wohl, bester Freund, und lieben Sie ferner Ihren alten treuen — Sebaldus.

N. S. Können Sie mir nicht eine Nachricht von dem Befinden meiner Tochter ertheilen?

Fünfter Abschnitt.

Man kann sich leicht vorstellen, daß **Sebaldus** in Berlin über einige Gegenstände sehr große Augen machte. Besonders rührete ihn das Opernhaus, das er mit dem Tempel der Diana zu Ephesus verglich. Der Lieutenant, den der Himmel mit keinem kasuistischen Gewissen begabt, hatte Mühe, ehe

er seinen Vater bewog, ein Schauspiel mit anzusehen, indem dieser vorgab, daß ein Geistlicher — was wollen Sie damit? fiel ihm der Soldat in die Rede; Sie sind ja nicht mehr im Orden! doch, ich will nicht wiederholen, was ich Ihnen bey Gelegenheit des Haarbeutels und der weltlichen Uniform, die Sie izt tragen, gesagt habe. Die Schauspiele waren in alten Zeiten religiöse und feyerliche Handlungen, und würden es noch seyn, wenn sie die geschornen Platten nicht verdammt hätten. **Sebaldus** wurde durch dieses Argument von dem großen Werthe der Schauspiele überzeugt, und sahe die Zaire aufführen, wobey er sich nicht sonderlich erbauete. Vermuthlich kam es daher, daß er kein Wort von der französischen Sprache verstand. Spielt man hier, fragte er beym Beschluß, keine lateinischen Komödien? Den Terenz habe ich sonst gelesen, und ich glaube, die Brüder sollten sich gut ausnehmen. Man gab ihm zur Antwort, daß es deßwegen nicht geschehen könnte, weil die langen und kurzen Pfeifen, wie auch die römischen Wasserorgeln und Dudelsäcke, die dazu geblasen und getreten werden müßten, verloren gegangen wären. Um ihn zu trösten, führete man ihn in ein deutsches Trauerspiel. Es war Leßings Sara Sampson, und die Vorstellung dieses schönen Stücks dauerte zwölf Stunden. **Sebaldus**, der noch alle seine Zähne, guten Appetit und Lust zu schlafen hatte, wurde verdrießlich, daß er hungrig

und durstig eine ganze Nacht durchwachen mußte. Nebenher mißbilligte er nur den Selbstmord des Mellefont, den der orthodoxe Stauzius ohne Barmherzigkeit ewig verdammt haben würde. Bey den andern Kritiken und Meinungen des Sebaldus, die, wie die Kritiken vieler großer Männer, nichts bedeuteten, halte ich mich nicht auf. Daß er sich beym neuen Sanssoucis das neue Jerusalem vorstellete, war ganz natürlich. Hier breche ich also kurz ab, wenn ich anders die Antwort des Hieronymus bekannt machen soll.

Sechster Abschnitt.

Der Brief, den der wackere Buchhändler an seinen Freund, Sebaldus, schrieb, war lang, und etwas undeutlich. Ich werde ihn also abkürzen, und zugleich durch einen Kommentar erläutern. Zum Grunde lege ich die Worte:

Ihren unglücklichen Zufall, auf der Post, bedauere ich. Die Scene fängt an, sich zu verändern. Magister Tuffelius ist izt sehr im Gedränge. Ich wünschte, daß Sie entweder hier geblieben wären, oder doch bald wieder zurück kämen; wenn Sie anders in Berlin Ihr Glück nicht machen können.

So weit Hieronymus, den der Himmel nebst seiner Fabrik segnen wolle!

Zuerst beleuchte ich das Ende dieser Epistel:

Wenn

Wenn Sie anders Ihr Glück in Berlin nicht machen können. Das konnte Hieronymus, und ich hätte es schon oben melden sollen. Erstlich wollte man ihm die erhabne Würde eines Korrektors verleihen, die er auf Anrathen des Lieutenants verbitten mußte.

Alsdenn gieng er zum Hofrath, wurde sogleich vorgelassen, und machte ihm eine unendliche Menge Kratzfüße. Sogleich vorgelassen? Ein Mann, der wie ein vertriebener Jesuit aussahe? In der That! er gab aber seinen Namen von sich, der damals schon sehr berühmt war. Der Hofrath hatte die Wilhelmine, oder den vermählten Pedanten, gelesen, und konnte dieses schöne komische Gedichte auswendig. Er wußte auch aus dem ersten Bande dieses Werks, was **Sebaldus** ehedem gepredigt und seiner Predigt wegen gelitten hatte. Gütig nahm ihn also der Hofrath auf, ohne sich um den verlohrnen Rekommendationsbrief zu bekümmern. Ihr Gesicht, sagte der Hofrath, ist das beste Empfehlungsschreiben, das Sie vorzeigen können. Just, wie ein alter Deutscher, sehen sie aus; käme es auf mich an, so ließ ich den albern **Rautzius**, oder wie er sonst heißen mag, todt prügeln, und machte eine Magnifizens aus Ihnen. Alles, was ich itzt thun kann, ist, daß ich Sie über meine beyden Söhne setze. Wenn Sie selbige im Fechten, Reiten, Tanzen, allen möglichen lebenden Sprachen, der Ge-

schichte großer Staaten, die bald verblühen werden, unterrichten, so sind Sie mir, als ein sehr schätzbarer Mann, willkommen. Der bescheidne **Sebaldus** bekannte seine Schwäche und auch seine Stärke, worauf ihn der Hofrath fütterte, und von sich ließ. Ich kommentire weiter. **Hieronymus** schreibt: **Die Scene fängt an, sich zu verändern. Magister Tuffelius ist izt sehr im Gedränge.** Wie gieng das zu? Wie kam der rechtgläubige Schwiegersohn eines noch rechtgläubigern Hohenpriesters ins Gedränge? Die Sache verhielt sich so. Der Schulmeister und respektive Organist in dem Dorfe, wo **Tuffelius** eine Heerde Bauern weidete, war Unterofficier unter den fürstl. Trabanten gewesen, und unsere Leser werden sich erinnern, daß er ehedem Wilhelminen nebst ihren beyden Töchtern austrieb. Weil man ihn, seiner sechsfüßigen Statur, dicken Backen, und anderer Verdienste wegen, belohnen wollte, so schuf man den Trabanten in einen Dorfschulmeister um. Anfangs gieng Alles nach Wunsche, und **Bart** trat die Orgel und die Jungen dermaßen zusammen, daß beyden die Ribben im Leibe knackten. Man tadelte weiter nichts an ihm, als daß er sich zuweilen berauschte, und den Bauren ihre Weiber zu verführen suchte. Der heilige **Tuffelius**, der diese Galanterien erfuhr, drückte so lange ein Auge zu, bis es der Schulmeister zu grob machte. Dann ließ er ihn zu sich kommen und beyde Kollegen geriethen sehr lebhaft an einander. Tuffe-

Tuffelius. Seine Lebensart, Herr Kantor, gefällt mir durchaus nicht.

Der Schulmeister. Wie so, Herr Pastor?

Tuffelius. Weiß Er nicht, daß ein Trunkenbold, ein Hurer und Ehebrecher fast eben so schlimm ist, als ein Chiliast, und ein Mann, welcher die Ewigkeit der Höllenstrafen leugnet? Nur gerade Amen gesagt! oder ich will Ihm eine Lektion lesen, die er in seinem Leben nicht vergessen soll. Dieß kann ich, als Sein Beichtvater, denn Seine Seele ist auf meine Seele gebunden, und Sein Blut wird man dereinst von meinen Händen fordern. Heut lebst du, heut bekehre dich! Gebe ich dem hochfürstlichen Oberkonsistorium Nachricht von Seinen Ausschweifungen, so wird Er sich die traurigen Folgen davon gefallen lassen müssen.

Der Schulmeister. Ich habe alle Achtung für Sie, Herr Pastor; bitte aber, daß Sie mir mit dergleichen Beschuldigungen vom Leibe bleiben mögen. Izt stehen Sie nicht auf der Kanzel; gesetzt aber, daß Sie auch aus Ihrer Tonne herausguckten, so hätten Sie doch kein Recht, mich auszuhunzen. Sie und ich machen hier das Ministerium aus; folglich sollten wir, als Brüder, einträchtig miteinander leben. Warum nennen Sie mich einen Trunkenbold? Trinken Sie denn nicht? Essen und Trinken erhält ja den Leib; und wenn wir beyde einen halben Hieb haben, so thun wir unsere Schuldigkeit doppelt.

doppelt. Was den zweyten Punkt anlangt, so ist es zwar andem, ich liebe die Gesellschaft junger Weiber; nicht aus Leidenschaft, sondern nur zum Zeitvertreib. Alte Junggesellen haben Langeweile, und suchen sich das Leben zu versüßen. Hörner setze ich den Männern nicht auf, und wer mir das Schuld giebt, der darf sich nur melden. Ich bin ein Mann, und —

Der Pastor. Freund, ich bin Sein Vorgesetzter, liebe die Wahrheit, und möchte Sein Glück befördern.

Der Schulmeister. Sie sollen freye Hand haben! Bravo! Befördern Sie mein Glück!

Der Pastor. Das kann geschehen, wenn Er sich entschließt, eine Frau zu nehmen; denn es ist besser, freyen, als Brunst zu leiden, wie geschrieben stehet.

Der Schulmeister. Es stehet aber auch geschrieben: Wer heirathet thut wohl, und wer nicht heirathet thut besser.

Der Pastor. Ein solcher Mensch muß auch im ledigen Stande sein keusch und züchtig leben, und das, mein lieber Herr Kantor, scheinet Seine Gabe eben nicht zu seyn.

Der Schulmeister. Wir haben alle unsre Fehler, und ich glaube, Sie werden Sich nicht ausschließen; doch darüber wollen wir nicht disputiren. Einige Männer werden durch die Weiber ordentlich, und wer weiß, ob ich nicht dazu bestimmt bin. Wollen

len Sie mein Glück befördern, so schlagen sie mir ein Mädchen vor.

Der Pastor. Er ist in der Stadt gewesen, sollte er dort sich nicht schon verplämpert haben?

Der Schulmeister. Ich bin völlig frey. Gesetzt, ich hätte mein Netz ausgeworfen, so würde ich auf den Fang nicht achten. Ein Mädchen aus der Stadt weiß nicht, wie sie auf dem Dorfe die Gänse füttern, oder meine Vices in der Schule vertreten soll, wenn ich zur Hochzeit bitten, und auf einem Ehrentage vorschneiden muß. Nun könnte ich zwar ein Bauermädchen nehmen, allein sie sind mir alle zu plump, zu —

Der Pastor. Will Er sich mir überlassen? Ich kenne eine Person, die sich für Ihn schickt.

Der Schulmeister. Wer wäre denn diese?

Der Pastor. Meine Köchin. Sie ist in der Stadt erzogen, und versteht nun auch die Landwirthschaft. Sie ist, wie Er selbst weiß, artig und wohl gemacht, und verdienet einen guten Mann, ob ich sie gleich nicht gern von mir lasse. Im Vertrauen, es ist ein rechtes Kernmensch, nicht nur eine gute Haushälterin, sondern auch eine gute Christin. Ihre mir geleisteten Dienste sind groß, und ich werde sie, nach Vermögen, ausstatten.

Dieser Vorschlag gefiel dem Kantor. Wenig Wochen darauf leimete ihn der Pastor mit Jungfer **Christinen** zusammen, und eröfnete

nach Tische mit der Braut den Ball. Im Vorbeygehen muß ich anmerken, daß Tuffelius dieses Mädchen besser, als seine kleine, bucklichte und einfältige Frau leiden konnte, ob sie gleich für einander gebohren zu seyn schienen: denn er würde ohne sie keinen Dienst, und sie ohne ihn keinen Mann bekommen haben. Beyde lebten indessen auf eine gute Art mit einander. Sie schlief bis um 11 Uhr, ließ sich füttern, trank Kaffee und Brantewein, und begab sich wieder zur Ruhe; er und seine Christine schlossen sich ein, und — was weiß ichs! Der Pastor sagte immer, ich halte eine ascetische Stunde, und wenn ich müde bin, muß Christine mir die Zeitungen, oder sonst eine erbauliche Schrift, vorlesen. Wer etwas Arges dabey denken sollte, der würde sich am St. Tuffelius versündigen. Noch vor der Hochzeit hielt er folgende Anrede an seine treue Christine! Ziehe hin, meine liebe Tochter. Mit Ehren bringe ich dich unter die Haube, so, wie ich dir, bey der Entree versprochen habe. Du weißt, wir sind genau mit einander bekannt gewesen. Wir bleiben ferner gute Freunde, und wenn Du schlau bist, so leben wir auf dem Fuß, auf welchem wir zeither mit einander gelebt haben. Je gröber Dein künftiger Mann ist, desto feiner müssen wir seyn, wenn wir ihn anders dressiren und beziehen wollen. Meine Börse steht Dir zu Diensten. —

Nach

Nach der Hochzeit schickte der Pastor den Kantor sehr oft in die Stadt, um ihm eine Motion zu Pferde zu machen, damit sein Wanst nicht noch dicker werden möchte. **Christine** hielt indessen Schule und der Pastor gab Achtung, daß sie keine Ketzerey anrichtete. Er ertheilete den Kindern seinen Seegen, ließ sie abmarschiren, und sprach nachher mit der Frau Schulmeisterin ein Wort im Vertrauen.

Der Schulmeister fieng an, zu überlegen, und faßte den Entschluß, dem Pastor einen Possen zu spielen. Wem? Seinen ehrwürdigen Beichtvater? Das wäre doch was entsetzliches! Hätte er sich nicht vielmehr freuen sollen, daß ihm **Tuffelius** die Ehre anthat, und ihn zum Hahnrey machte? Billig! allein ein solcher Küster ist unter aller Delikatesse, und bey ihm gilt kein Ansehen der Person. Indessen war er doch schlau genug, seinen Anschlag zu verbergen, um den Schwarzrock recht sicher zu machen. Freylich hätte der Schulmeister vorher die Güte versuchen, seine ihm verdächtige Frau vornehmen, ihr aufs Fell knieen, und sie, nach Befinden, derb zusammen rammeln können; allein, diese würde ihre Missethat geleugnet, laut geschrieen, und sich bey dem Pastor darüber beklaget haben; besser also war es, daß er eine Reise nach der Stadt vorgab, und sich die Erlaubniß seines Vorgesetzten dazu ausbat. Recht gern, mein lieber Herr Kantor, lautete der Bescheid, recht gern! Gott sey mit Ihm! Er kömmt doch heute zurück?

Das kann ich eigentlich nicht sagen. Ich will alte, gute Bekannte heimsuchen, und da wissen der Herr Pastor schon, wie es zu gehen pfleget.

Uebereile Er sich nicht, Freund! Seine Frau wird das Amt in der Schule verwalten? Ha! Ha! ich muß allemal lachen, wenn ich sie, mit der Ruthe in der Hand, antreffe. Heute werde ich sie wieder überraschen, und bey dieser Gelegenheit mit den Kindern ein kleines Examen anstellen. Auf dem ganzen Erdboden, Herr Kantor, hätte Er kein geschickteres und tugendhafteres Weib finden können, als dieses ist. Es verdienet alle Seine Hochachtung und Liebe. Wohl Ihm! Er lebt nunmehr noch eins so lange. Apropos! sollte Er etwa zu meinem Herrn Schwiegervater gehen, so mache Er ihm in meinem Namen ein Kompliment, erkundige sich nach seinem Befinden, und melde zugleich, daß ich ihm nächstens einen gemästeten Truthahn schicken würde. So weit Tuffelius.

Der Schulmeister gieng ab. Nach der Stadt? Nein, aufs nächste Dorf, wo er seinen Nachbar und vertrauten Freund bereits in der Schenke antraf. Beyde tranken einander recht herzhaft zu, und studireten dabey die Rollen, die sie spielen wollten. Der Bauer war dem Pastor nicht gut, weil ihn dieser öffentlich ausschendiret hatte, und freuete sich, daß er einen Pharisäer fangen helfen sollte. Nachdem beyde Verschworene sich gelabet und gestärkt, so

nahmen

nahmen sie einen Umweg nach Hause, stiegen über den Zaun, schlichen unter das Fenster der Wohnstube und spitzten die Ohren. Aus dem Klang der Gläser nahmen sie ab, daß Sr. Wohlehrwürden mit der Schulmeisterin eine Flasche Wein ausstach. Man muß wissen, daß **Tuffelius** niemals leer erschien, wenn er sein Kebsweib besuchte, sondern allemal etwas unter dem Mantel mitbrachte, wodurch der alte Adam gereizt werden konnte. Die Unterredung, die sie mit einander hielten, war kurz abgebrochen, und eine Art von Pantomime. Beyde lachten über den Hörnerträger, und über den Buckel der Frau **Ursula**, wozu ihnen der Wein und ein Schmatz sehr gut schmeckten. Endlich fragte der Pastor: Sind wir völlig sicher? Völlig! war die Versicherung. Wer ins Haus will, muß erst durch die Hofthür, und diese ist verriegelt. So will ich mich auskleiden, und —

Nach etlichen Minuten glaubte der Schulmeister, daß es Zeit sey, aufzutreten, und dem Herrn Pastor sein Kompliment zu machen. Schnell, wie der Blitz, fuhr er in die Stube, und der Bauer hinter her. Was machst du hier auf dem Bette mit meiner Frau? Antworte Kerl! Hörest du nicht?

Dem Pastor war die Sprache verfallen, so beredt er auch sonst war. Endlich kam so viel heraus: Ach, mein liebster Freund, ich examinirete vorhin die Kinder, gerieth über ihre Unwissenheit in Eifer, fiel in Ohnmacht, und will mich nur wieder erholen. Die

Hitze

Hitze in der Schulstube, die Ausdünstungen der Bauerjungen fielen mir unerträglich, und — und — ich weiß selbst nicht, wie mir ist.

Gar zu stark, versetzte der Kantor, muß die Ohnmacht nicht gewesen seyn, denn du hast noch so viel Kraft gehabt, die Peruque abzuthun, und die Hosen auszuziehen —

Ihre gute, liebe Frau hat mir geholfen, und sich alsdenn zu mir gelegt, damit ich wieder in eine natürliche Transspiration kommen möchte.

Diese will ich Dir besser befördern, komm her!

Was meinet wohl der Leser, daß der Schulmeister that? Je nu, er walkte den armen **Tuffelius** erst auf der Stelle, jagte ihn alsdenn zum Hause heraus, und prügelte ihn durchs Dorf durch, bis zur Pfarrwohnung. Maul und Nase sperreten die Bauern über dieses Schauspiel auf. Was in aller Welt, rief jedermann, müssen die Männer mit einander vorhaben! Seht doch, was der Herr Magister für Sprünge thut! Der Kantor gerbt ihm die Haut tüchtig! Puff! das war ein ganzer Hieb.

Nach vollendeter Kur am Pastor gieng der Schulmeister gelassen nach Hause, wollte sich über seine Frau hermachen, und sie gleichfalls hämmern; allein die hatte nicht für gut befunden, die Zurückkunft ihres Mannes abzuwarten.

Tiefgebeugt stolperte **Tuffelius** in sein Haus, verfluchte den Kantor, sich, und eine jede Person,

die

die ihm in Weg kam. Seine Frau glaubte, er sey rasend worden, und in der That schien es auch so. Liebster Schatz, war ihre Anrede, wo haben Sie denn die Perûque, den Mantel und die Beinkleider gelassen? Schweig Weib! schweig! ich bin des Todes. — Der Schulmeister ist ein Mörder, ein Bösewicht, ein Satan, der mich mit Fausten geschlagen, und vor der ganzen christlichen Gemeine beschimpft hat. Ewig, ewig müsse er verlohren und verdammt seyn! Nimm Dich (hier erblickte er die Schulmeisterin, die sich mit Thränen eine Freystatt ausbat) dieser verlassenen Person an, und tröste sie! Fällt sie in die Fauste ihres gottlosen Mannes, so ist es um ihr Leben geschehen. Wie ein brüllender Löwe geht er herum, und mich hätte er fast verschlungen. Izt will ich mich niederlegen, damit ich wieder zu mir selbst komme, und mit Andacht beten kann. Laß mich alleine!

Die Frau Magisterin bedauerte zwar ihren Mann aufrichtig, verzog aber doch die Miene, bis zur Grimasse, als sie hörete, daß sie ein Mensch in Schutz nehmen sollte, die sie niemals hatte leiden können. Sehr oft war sie, durch die besondere Aufmerksamkeit ihres Mannes für diesen Nickel, beunruhiget worden, und izt schien es Zeit zu seyn, mit ihm ein Wort im Vertrauen zu reden. Sie thät sehr wohl, Frau Kantorin, wenn Sie wieder zu Ihrem Manne gieng. Ich weiß zwar nicht, worauf es ankommt,

kommt, allein mich deucht, Ihre Sache wäre nicht die beste; und wer weiß, ob Sie nicht — doch, ich will nicht richten. —

Das thun Sie sehr wohl, Madam! Denn Sie haben keinen Beruf dazu.

So erzähle Sie mir doch die Historie!

Der Herr Magister wird sie Ihnen schon erzählen, wenns Zeit ist. Mein Mann ist ein grober Schelm, dem man den Hals brechen sollte. Beyde Weiber zankten sich mit einander, und die Disputation endigte sich so, daß die Schulmeisterin davon und nach der Stadt zu ihrer Mutter lief. Als **Tuffelius** ihre Flucht erfuhr, sagte er: Sie ziehe hin in des Herrn Namen!

Gleich darauf erschienen die Aeltesten und Kirchväter der Gemeine, brachten den Barbier mit, und verlangten ihren treuen Hirten zu sprechen. Was wollen die Männer bey mir? fuhr **Tuffelius** heraus. Izt, da ich mit Gott ringe, und im Gebete kämpfe, muß mich keine Kreatur stören. Dies, meine liebe **Ursula**, sage ihnen! Wenn ich gelegene Zeit finde, will ich sie rufen lassen. Indem der andächtige, geprügelte und schmerzlich betrübte Pastor noch weiter reden wollte, standen die Bauern schon vor seinem Bette, bezeigten ihm ihr Beyleid, und verlangten, daß er sich ausziehen und besichtigen lassen sollte. Ja, das muß geschehen, fieng der Barbier an. Der Cantor schlug, wie ich sahe, wacker zu, und wer weiß, ob nicht ein paar Ribben entzwey sind. Da

Da der verstockte **Tuffelius** die Augen vest zudrückte, und gar nicht reden wollte, zogen ihm die Bauern den Schlafrock mit Gewalt aus, legten ihn auf den Bauch, besahen und schmiereten seinen Bückel, er mochte schreyen und protestiren, wie er wollte. Alsdenn mußte er auch einnehmen, und da er vorher Umstände machte, sagte der Barbier: Aufgesperrt! oder wir werden Sr. Hochwohlehrwürden, wie ein Pferd, bremsen und knebeln. Es ist mein Universalpflaster, das ich im Weingeist aufgelöset habe, und wenn Sie sich beym Gebrauch ruhig halten, so sollen Sie bald wieder auf die Kanzel steigen können.

Damit, wandte der Schulze ein, hats noch Zeit. Wir müssen doch wohl erst hören, was die Obrigkeit zu dem Handel sagt? Es ist ein öffentliches Aergerniß, und — Und ihr, Freund, seyd ein Pinsel! Herr Barbier, gebe er nur seine Tropfen her! Ich werde mir den Mund nicht stopfen lassen. Muß ich mich nicht öffentlich rechtfertigen? Muß ich nicht vor der ganzen Gemeine meine Unschuld darthun, und den Teufelsbraten, der sich an mir vergriffen, mit einem Anathema belegen?

Ich dächte, erinnerte der Schulze sehr weislich, Sie schwiegen von der Sache stille. Die Prügel nimmt Ihnen doch niemand wieder ab, und wenns zur Klage kömmt, denken Sie an mich, so verlieren Sie. Am besten wäre es, der ganze Handel könnte unterdrückt werden.

Tuffelius besann sich, zog gelindere Saiten auf, und bat den Schulzen, daß er seine guten Dienste anwenden, und den Schulmeister nicht nur besänftigen, sondern auch bewegen möchte, den zurückgelassenen priesterlichen Ornat auszuliefern. Als ein treuer Vorbitter, versprach der Patiente, will ich Euch, mein lieber Herr Schulze, in meinen Morgen- und Abendseegen einschliessen, und Euch alle Eure künftigen Kinder umsonst taufen, wenn Ihr eine Versöhnung zwischen mir und meinem Feinde — Weiter konnte er nicht reden, und es schien, als wenn er seinen Geist aufgeben wollte; es war aber nicht andem, sondern er gab nur das Universalpflaster wieder von sich. Die Bauern verliessen ihn, und der Schulze gieng zum Schulmeister, der von keiner Versöhnung etwas hören wollte. Hier ist ein Auszug aus der Rede, die er hielt! Der Magister ist ein Schurke! er hat mich und mein Haus beschimpft. Ich habe ihn über der That angetroffen, und hier sitzt ein Zeuge. Mir kann die Obrigkeit nichts thun; meine Sache ist gerecht. In der Kirchenordnung steht nichts davon geschrieben, daß der Pastor seinem Küster Hörner aufsetzen darf. Meine Frau mag zum Henker gehen! ich nehme sie nicht wieder an. Will der Pastor nicht klagen, so müßt Ihr, Herr Schulze, den Kasus bey der Obrigkeit melden. Ihr werdet doch den Kerl nicht wieder auf die Kanzel lassen? Weg mit ihm! Setzt man mich auch ab, so gehe ich unter die Soldaten.

daten. Ich verdiene ohnedem, mehr zu seyn, als ein Dorfschulmeister. Die Hosen gebe ich nicht heraus; sie sollen zum ewigen Spektatel hier hängen bleiben. Geht hin, Herr Schulze, und sagt dem alten Bärenhäuter, was Ihr gehöret habt! sagt, daß ich niemals ein solches Gaudium gehabt, als heute

Der Pastor fand in der Antwort des Schulmeisters, die ihm richtig überbracht wurde, sehr wenig Trost. Er nahm alle seine Kräfte zusammen, richtete sich auf, und schrieb an den Hohenpriester **Stautzius.** Er dachte, es ist besser, du erzählest die Historie selbst, als daß du sie von deinem Feinde erzählen läßt.

Magnifice, Hochwürdiger, in Gott Andächtiger rc.

In der größten Verzweifelung schreibe ich an Sie, theuerster Herr Schwiegerpapa, und bitte mir Dero Rath, Trost und Beystand aus. Mein Schulmeister, die Hand zittert mir, mein Schulmeister hat mich gestern in seiner Stube, wo ich, nach gehaltenem Examine mit den Kindern, ausruhen wollte, mit dem Prügel überfallen, und halb todt geschlagen. Wer weiß, ob ich nicht den Tod eines Märtyrers sterben muß! Was ist nun hier zu thun, verehrungswürdiger Gönner? Geht es nicht an, daß Sie den Bösewicht sogleich absetzen, und aus dem Lande jagen lassen? Sein Verbrechen ist notorisch, und die ganze

Gemeine wird wider ihn zeugen. Nur einen Bauer hat er auf der Seite, der ehedem den ketzerischen Nothanker nebst seiner Familie aufnahm, und ein Kind des Teufels ist. Die Gedanken vergehen mir ganz, so groß sind die Schmerzen des Leibes und der Seele, die ich empfinde. Retten Sie mich! Retten Sie ihre geliebte Tochter, die mit mir leidet, und für Kummer in die Erde sinken möchte! Eine Zeile von Ihrer väterlichen Hand, die ich küsse, wird ein Balsam für unsere Wunden seyn. Ich bin ꝛc.

M. Zebedäus Tuffelius.

N. S. Schicken Sie mir doch einen tüchtigen Kandidaten zu. Denn ich werde künftigen Sonntag nicht selbst predigen können.

Stauzius sattelte seine rothe Nase, fieng an zu lesen, riß die Federmütze ab, in welcher er, wie ein Bassa stolzierete, warf sie in eine Ecke, lief aus einer Stube in die andere, rief seine Frau, hatte ihr nichts zu sagen, und sprach mit sich selbst. Endlich gieng der Befehl von ihm aus: Der Bothe muß warten, er soll heute hier bleiben, — ich muß die Sache überlegen, — morgen will ich ihm eine schriftliche Antwort mitgeben.

Warum tobete aber Dr. Stauzius so entsetzlich? Errieth er vielleicht die Sünde seines Schwiegersohns? Nein, die ließ er sich nicht träumen. Es schien ihm nicht möglich zu seyn, daß ein Mann, der

die symbolischen Bücher beschworen, sie nicht per quatenus, sondern per quia unterschrieben, und die Tochter eines orthodoxen Generalsuperintendenten, die, noch zum Ueberfluß, Ursula hieß, zur Frau hatte, sich so weit vergehen, und das sechste Gebot gröblich übertreten sollte. Warum fällt er aber just in der Schule in Ohnmacht? dachte er weiter fort. Warum weckt ihn der Kantor mit dem Prügel auf? Konnte ihm der grobe Kerl nicht etliche Tropfen Eßig unter die Nase reiben? Wie wäre es, wenn ich den Bothen ausfragte? Dieser muß doch wohl etwas von der Sache wissen.

Hans wußte auch wirklich etwas davon; er schämete sich aber, als ein ehrlicher Bube, dasjenige nachzusagen, was ihm alle Kinder im Dorfe erzählt hatten, und ließ den Herrn Dr. Stautzius im Dunkeln. Man darf sich daher nicht wundern, wenn dieser das Klagschreiben seines unglücklichen Schwiegersohnes also beantwortete:

Trösten Sie sich mit dem Apostel Paulus, welcher von den Juden fünfmal vierzig Streiche weniger eins empfieng, und dennoch in seiner Würde blieb! Sie leiden nicht, als ein Dieb, oder ein Mörder, sondern als ein Christ, und also schämen Sie sich nicht in diesem Falle. Giebt Gott Leben und Gesundheit, so komme ich künftige Woche selbst, und gebe Ihnen und meiner Tochter den Seegen. Sorgen Sie für Ihre Gesundheit!

Stautzius, Dr. und G. S.

N. S. Wie befindet sich der Truthahn? Ist er bald korpulent? Der verlangte Kandidat wird zur rechten Zeit erscheinen.

Stautzius, der damals sehr schwach im Geiste war, bat sich den guten Rath des Präsidenten aus, und stellte ihm zugleich vor, daß der Schulmeister nicht Recht behalten dürfte, die Sache möchte auch beschaffen seyn, wie sie wollte. Recht soll er nicht behalten, antwortete der Präsident, wenn es auf Sie und mich ankömmt; allein, wir haben Kollegen, und der Kerl hat hier noch Freunde, die ihn anhören und unterstützen werden. Am besten wäre es, wenn wir den verdrießlichen Vorfall, zur Ehre des geistlichen Ministeriums, unterdrücken könnten. Fahren Sie zu Ihrem Herrn Schwiegersohne, hören Sie ihn an, und auch den groben Schulmeister. Vielleicht sind sie so glücklich, eine Versöhnung zu stiften. Wo nicht, so muß der Herr Magister sogleich bey dem Oberkonsistorium einkommen, und mit einem Klagschreiben um Satisfaction bitten. Wir wollen dem Schulmeister alsdenn den Kopf schon rücken.

Stautzius ließ den Kirchenwagen anspannen, und fuhr ab. Dieser Wagen hieß deswegen so, weil er auf Kosten aller Kirchen des Fürstenthums war erbauet worden. Er war sehr groß, und sahe fast aus, wie eine Bude, in welcher bey uns die Schuhflicker sitzen. Der Superintendent konnte nicht nur seine ganze Familie, sondern auch alles, was ihm die Bauern an Viktualien mitgaben, hineinpacken.

Der Herr Superintendent machte sonst sehr gern eine Tour aufs Land, weil das Fahr'en seine Eingeweide stärkte, und den Appetit beförderte; und doch empfand er izt eine Angst, die sich vermehrete, je näher er dem Orte kam, wo sein theurer Schwiegersohn wohnete. Seine Tochter empfieng ihn mit thränenden Augen. Was giebts Ursel? Ist dein Mann etwa todt? rief der Alte. Nein, Papa er lebt noch; allein ich wünschte, daß er weg wäre. Er ist mein Mann gewesen, länger bleibe ich nicht bey ihm, sondern ich will mit Ihnen nach der Stadt zurück kehren. Das geht nicht an, versezte der kasuistische **Stautzius**, was Gott zusammenfügt ꝛc. weißt du das nicht? Ja, war ihre Gegenantwort, allein — und nun mußte alles heraus, was sie wußte, und was ihr der Schulmeister umständlich in einem Schreiben entdeckt hatte. Diesen Wisch überreichte sie ihrem Vater, der dadurch in die äusserste Wuth gerieth, in die Kammer des armen Sünders sprang, und ihn sogleich garstig würde zugedeckt haben, wenn der Barbier nicht just da gewesen wäre, und ihn den Buckel gesalbet hätte. Indessen verrauchte die Hitze in etwas, und **Stautzius**, der sich ehedem mit seinem Schwiegersohne, da er noch als Informator bey ihm dienete, sehr oft berauscht, fieng an, sich selbst zu fühlen, und sann auf eine geschickte Wendung, die er seinem Vortrage geben wollte. Sobald der Wundarzt weg war, gieng die lustige Bußpredigt an. Ey, ey Herr Magister,

(der Schwiegersohn fiel izt in die Brüche) was muß ich von Ihnen hören, und in welchen unglücklichen Umständen treffe ich Sie hier an? Haben Sie das sechste Gebot nicht gelernet? Haben Sie es nicht Ihren Zuhörern oft eingepräget, und nun stolpern Sie selber darüber weg? Es ist deiner Bosheit Schuld rc. sagt der Prophet, und Sie empfinden izt die Wahrheit dieser Worte. Schämen Sie — Länger konnte **Tuffelius** das Maul nicht halten, sondern bat den Superintendent, daß er ihm mit dergleichen Diskurse vom Leibe bleiben möchte. Ich bin unschuldig, so wahr ich Magister **Zebedäus Tuffelius** heiße, und wers nicht glauben will, der mag's lassen. Der Schulmeister, der Koujon, ist mein Feind, voller Ränke, und sein Zeugniß ist nicht gültig. Ich dachte Ihro Magnifizenz sollten auf meiner Seite seyn, und mich bey Ehren zu erhalten suchen; Allein ich sehe wohl, daß man sich nicht auf Menschen verlassen müsse, und wenn es auch unsere Schwiegerväter wären.

Der Superintendent: Seyn Sie bescheiden, Freund, und bedenken Sie, wem Sie vor sich haben! Sind Sie wirklich unschuldig, so soll der Kantor exemplarisch bestraft werden. Sind Sie es aber nicht, so muß ich Sie Ihrem unglüklichen Schicksale überlassen.

Tuffelius. Gesetzt, ich wäre es nicht, so sollten Sie doch der nicht seyn, der den ersten Stein auf mich würfe. Haben Sie nicht zuweilen auch einen Bock geschossen, Herr Schwiegerpapa? Ich frage Sie auf Ihr Gewissen.

Stau-

Stautzius. Sie sind ein impertinenter Mann, daß sie mir dergleichen Frage vorlegen. Gut, ich will bald hinter die Wahrheit kommen. Ursel, laß den Schulmeister rufen.

Tuffelius. Den kann ich nicht sehen, der Schlag rührt mich sonst. Und sterbe ich nicht davon, so schneide ich mir die Nase ab.

Stautzius. Sie sollen ihn auch nicht sehen. Ich will ihn alleine sprechen.

Der Kantor war gleich bey der Hand, nicht etwa in der demüthigem Stellung eines Schulmeisters, sondern eines Mannes, der ehedem Unterofficier unter den fürstlichen Trabanten gewesen war.

Er gab den Dr. Stautzius kurz und gut zu verstehen, daß er nicht eher ruhen werde, als bis Tuffelius abgesetzt sey. Was, sagt er weiter, mich so zu beschimpfen! einem erst sein Mensch aufzuhängen, und hernach den strafbaren Umgang mit ihr fortzusetzen! Nein, das darf ich nicht leiden.

Ihr könnt beydes nicht beweisen.

Ich habe seine Hosen und seine Perüque; und wenn die Sache verschickt wird, so lasse beyde Stücke mit in die Akten heften.

Ihr hättet euch doch nicht selbst, auf eine mörderische Art rächen sollen.

Herr Generalsuperintendent, ich habe alle Achtung für Sie und Ihr Amt; hätte ich sie aber in einer solchen Positur bey meiner Frau, der infamen Hure, angetroffen, so wäre es Ihnen eben nicht

besser gegangen. Wird mir nur ein Haar gekrümmet, so sey Gott der Seele Ihres Schwiegersohnes gnädig!

Dr. **Stauzius** bot hierauf dem Schulmeister etliche Dukaten an, damit er keine Klage erheben und die eroberten Kleidungsstücke heraus geben möchte; allein, dieser war weder furchtsam zu machen, noch zu bestechen, sondern gieng, ohne große Complimente, wieder nach Hause.

Wie verhielt sich der Herr Superintendent dabey? Er sahe ziemlich einfältig aus. Seit der Affaire mit dem Major in Leipzig, der ihn einen Schurken hieß, und ins Loch stecken lassen wollte, war er nicht wieder so gedemüthiget worden, als izt. Jene Leiden dauerten auch nur eine kurze Zeit, da er von diesen hingegen das Ende nicht sehen, ja vielleicht gar nicht erleben konnte.

Ganz verlegen giengen Se. Magnificenz wieder zum Patienten, und verkündigten ihm den schlechten Erfolg ihrer Unterhandlung mit dem Schulmeister. **Tuffelius**, der den Bauernstolz seines Schwiegervaters kannte, glaubte, daß er sich in Gegenwart eines schlechten Küsters, aufblasen, und fragen würde, num bove esset latior; allein er irrete sich, und man wird ihm seinen Irrthum um desto leichter verzeihen, wenn man überlegt, daß er einen Schlag aufs Haupt bekommen hatte. Hier war der Ort nicht, wo sich **Stauzius** in aller seiner Magnificenz zeigen, und einen Katzenbuckel machen konnte. Offenbare

Werke

Werke des Fleisches lassen sich nicht wohl vertheidigen, zumal von Männern, die allen bösen Schein meiden müssen. Beym Abschiede sagte **Stautzius** zu seiner Tochter: Bleib, **Ursel**, und schicke Dich in die Zeit! Ich will Dich sekundiren. Verläßt Du Deinen Mann, so ist er verlohren. Bleib, **Ursel**, bleib! Und Sie, Herr Sohn hätten überlegen sollen: nisi caste, tamen caute! doch zu geschehenen Dingen muß man das Beste reden. Ist es möglich, so rette ich Sie. Leben Sie wohl!

Wenn der Erfolg und das Ende dieser Geschichte einen neuen Abschnitt verdieneten, so würde ich einen machen. Besser ist es, daß ich alles kurz zusammen nehme, damit ich den Leser nicht gar zu lange aufhalte.

So bald **Stautzius** wieder nach Hause kam, eilete ihm seine neugierige Frau entgegen, that einen Fehltritt, fiel die Treppe herab, und brach ein Bein.

Wieder was neues! hier eine Tiefe! da eine Tiefe! Kein Wunder wäre es, ich verlöhre den Verstand, schrie der Superintendent, und zwar so laut, daß es der Kirchner in der Nachbarschaft hörete, anbey sprang, und den Verstand seines Herrn Ephorus suchen wollte. Er fand aber ganz andere Dinge zu thun, denn er mußte, als ein großer, starker Kerl, die alte Bätze aufheben, und ins Bette tragen. Man sagt, sie habe kurz vorher einen Schnaps gemacht, woran wir auch keinen Zweifel haben. Izt will ich mich weiter nicht um sie bekümmern, sondern sie den Wundärzten überlassen. Sie tröste sich mit ihrem

Schwiegersohne, der sich noch weit schlimmer befand! Den ersten Verband sahe der betrübte **Stauzius** mit an, segnete die Strohlade ein, in welche der rechte Fuß seiner Frau gelegt werden mußte, und gieng alsdann zum Präsidenten, dem er seine Noth klagete. Geduld, Geduld, wenns Herz auch bricht! antwortete dieser, und wenn wir uns leidend verhalten, so fahren wir immer am besten. Interim aliquid fit! Wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter; und wir werden doch wohl dem Magister **Tuffelius** kein Auge aushacken wollen? Eigentlich hat er nur Ihre Tochter beleidiget; vergibt ihm die diese kleine Galanterie, die er, wie Sie mir sagen, nicht einmal eingestehet, so wird kein Proceß daraus. Die Bauern sind so delikat nicht; nur muß der Herr Pastor fein säuberlich mit den Burschen verfahren, und ihnen mit seinen strengen Sittenlehren die Ohren nicht reiben. Melden Sie ihm dieses, ehe er die Kanzel wieder besteiget. Gott stelle sowohl Ihre Frau Liebste, als Ihren Herrn Schwiegersohn bald wieder her! ich bin für beyde besorgt.

Die Sorge des Präsidenten war vergeblich. — Unkraut verdirbt nicht. Frau **Stauz** hinkte in der Stube herum, und **Tuffel** schickte den Nachtwächter durchs Dorf, und ließ der christlichen Gemeine ansagen, daß er auf den künftigen Sonntag, vom Schalksknechte selbst predigen werde, auf welche Materie er baß studiret habe. Nun war es Zeit, daß sich der Schulze, den der Pfarrer einen Pinsel

geheißen

geheißen hatte, regte. Er versammlete die Matadore der Gemeine, und hielt einen Rath mit ihnen. Der Schulmeister der die Stelle eines Geheimschreibers dabey vertrat, setzte ein Memorial auf, in welchem die ganze tragische Geschichte erzählet, und zugleich das Vorhaben des Pastors, seine Stimme wieder, wie eine Posaune, zu erheben, lächerlich gemacht wurde. Ehe der Schulmeister damit fortgieng, hielt er noch eine geheime Unterredung mit dem Schulzen, und gab ihm den Schlüssel zur Kirche, mit Bitte, solchen heilig aufzuheben.

Von diesem Anschlage erfuhr **Tuffelius** nichts, und wunderte sich daher ungemein, daß Sonntags, zur gewöhnlichen Zeit, die Glocken nicht gezogen wurden. Er sandte darauf seinen Knecht aus, und dieser kam mit der Nachricht zurück, der Schulmeister sey nach der Stadt gegangen, und habe den Kirchschlüssel mitgenommen. Ach, wie rasete der unglückliche **Tuffel**! Die Erde sollte ihren Mund aufthun, ihn, den Schulmeister und das ganze Dorf verschlingen. Seiner Frau warf er einen Todtenkopf, der, zur Erinnerung der Sterblichkeit, immer neben ihm lag, auf den Buckel, und machte sonst noch ein paar alberne Streiche, die ich gar nicht anführen mag. Alles umsonst! Der Sonntag gieng ungefeyert vorbey, obgleich die meisten Bauern sehr lüstern waren, ihren gewalkten Pastor zu sehen und zu hören. Man sagt, er habe eine Rede von den Fehlern grosser Leute, zu welchen er sich aus Bescheidenheit auch

rechnete,

rechnete, halten, und zugleich die Vielweiberey vertheidigen wollen. Vielleicht erscheinet sie bald im Drucke.

Was richtete denn der Schulmeister in der Stadt aus? Weder der Präsident noch der Superintendent liessen ihn vor sich. Jener wollte krank seyn, und dieser studitete. Das Schreiben wurde vom Sekretaire mit der Versicherung angenommen, daß nächstens eine Antwort erfolgen werde.

Siebenter Abschnitt.

Was sagte nun **Sebald** zu der erbaulichem Historie? Nichts. Er wollte kein Urtheil über ein paar große Männer in us fällen, sondern wünschte nur, daß es Gott gefallen möchte, ihn wieder in sein voriges Amt zu setzen, wenn anders **Tuffel** zum Henker gejagt werden sollte. Eben dieses war auch der Wunsch der Gemeine schon längst gewesen. Recht begierig erwartete er also den Ausgang einer Sache, die nicht von ungefähr eine solche Wendung bekommen, und worüber **Hieronymus** sich so weitläuftig heraus gelassen hatte. Denn dieser, ich will es nur gestehen, ist der Verfasser des Kommentars über seinen eignen Brief. Wie könnte es auch wohl sonst seyn! Dieser treue und politische Freund des **Sebaldus** bekümmerte sich um alles, hielt einen Spion, erfuhr, was seine Mitbürger, entweder gethan, oder noch thun wollten, und trug die denkwürdigsten

Begebenheiten in ein besonderes Buch ein. Nach seinem Tode soll es unter dem Titel: Geschichte meiner Zeit, herauskommen. Der Himmel verleihe ihm ein langes Leben!

Indessen faßte **Sebald** seine Seele in Geduld, und das konnte er auch, denn er befand sich in Berlin in einer angenehmen Gesellschaft, hatte einen guten Tisch, nebst derjenigen Wärme, die zur Verdauung gehöret, und die sich vorher sehr oft aus dem Magen in Kopf zog, wenn er zu scharf über die Apokalypse nachdachte.

Der Wirth machte sich ein Vergnügen daraus, einen wackern Biedermann in seinem Hause zu haben, und beyde lebten sehr vertraut mit einander. Nachdem **Felix** den Brief des Buchhändlers gelesen, that er einen mächtigen Luftsprung, wünschte dem **Sebaldus** zum voraus Glück zur neuen Beförderung, ließ das große Deckelglas bringen, und leerete es auf einem Zug aus. Geben Sie Achtung, mein lieber Herr Magister, sagte **Felix**, Sie kommen wieder ins Amt! Sehen Sie sich nur bey Zeiten nach einer hübschen Frau um, die Ihnen Ihre Krause wäscht, und an der Sie sich im Winter wärmen können. Nehmen Sie aber nur keine **Ursel**, damit Sie dem Schulmeister nicht ins Gehege gehen dürfen! Kömmt Zeit, kömmt Rath; ich wüßte eine Person, die sich für Sie schickte.

Diese letzten Worte nahm eine Jungfer zu Herzen, die erst 50 Jahr alt, und daselbst in der Kost war.

Sebaldus

Sebaldus, der ihr schon vorher gefallen, gefiel ihr izt noch mehr. Das wäre ein Mann für mich, sagte — nein, dachte sie, stieß mit Sebalden an, und trank der künftigen Frau Pastorin ihre Gesundheit. Felix merkte, was in ihrer Seele vorgieng, fragte sie, bey Gelegenheit aus, und sie gestand die Liebe. So gefallen Sie mir, meine liebe Base, sagte Felix, wenn Sie gerade von der Leber weg schwatzen. Nur müssen Sie bey dem Magister noch ein wenig dreister seyn, denn er hat ein hartes Fell, obgleich das beste Herz von der Welt. Geben Sie sich alle mögliche Mühe, ihn verliebt zu machen. Ich will selbst mit Hand anlegen, wenn Sie mir einen Kuppelpelz versprechen. Hernach stehe ich auch beym ersten Kinde mit zu Gevattern.

Jungfer Sibylle verneigte sich, und dankte ihrem Vetter für seine bereitwilligen Dienste.

Nunmehr suchte sie alle Künste hervor, Sebalden zu reitzen, und ihm Gegenliebe einzuflößen. Sie strich ihr Gesichte roth an, ließ sich drey elfenbeinerne Vorderzähne einsetzen, und zog das Maul bis an die Ohren, wenn sie über die Spaße ihres Vetters lachte. Saß sie neben Sebalden, so trat sie ihm auf den Fuß, sahe ihn dabey sehr zärtlich an, und doch hatte er nicht Lust, zu bemerken, was sie wollte. Auch des Nachts setzte Sibylle ihre verliebten Unternehmungen fort, weil die Kammer, in welcher Sebald schlief, nur durch eine dünne Wand von der ihrigem unterschieden war, und er alle ihre Seufzer hören konnte.

sang er im Bette: Nun ruhen alle Wälder ꝛc. so sang sie zu eben der Zeit: Ihr Sternen hört, wie man mit mir verfährt ꝛc. und alsdenn: Ihr sanften Winde, weht meinem Kinde ꝛc. durch welche Lieder Sebald eben nicht sonderlich erbauet und noch viel weniger zur Liebe gereitzt wurde.

Wie siehts aus, Base Sibylle? fragte Felix einstens, hat Ihnen der Magister noch keine Liebeserklärung gethan? Noch nicht, Vetter, antwortete sie.

Das ist betrübt. Lassen Sie indessen den Muth nicht sinken! Wäre ich, wie Sie, so machte ich den Anfang, und trüge ihm mein Anliegen vor. Man hat ja mehr solche Exempel. Wer nichts wagt, der gewinnt auch nichts. Mordschade wäre es, wenn Sie den gutherzigen Nothanker aus dem Garne gehen liessen.

Sibylle dachte dem Rathe weiter nach, und faßte den Entschluß, ihren geliebten Sebald mit Sturm zu erobern, und zwar gleich in der folgenden Nacht. Abends vorher trank sie bey der Mahlzeit recht mit Fleiß sich einen kleinen Rausch, und begab sich alsdenn in ihre Zelle. Als sie Sebalden schnarchen hörete, zog sie ein langes weißes Kleid an, setzte eine hohe Dormeuse auf, und schlich in seine Kammer.

Was wird die gute Sibylle nun mit ihm anfangen! Der Schatz schläft ja, und zwar recht veste! Ey, sie war so listig, daß sie hingieng, und ihm die

Nase zuhielt, da er denn nothwendig erwachen mußte.

Sebald, der just einen Traum von der babylonischen Hure hatte, erschrack entsetzlich, da er erwachte, und glaubte, sie hier vor sich zu sehen, machte ein Kreuz, und schrie: Fahr aus, du unreiner Geist!

Da Sebald nicht mehr im Amte stand, und noch dazu im Bette lag, so hatte seine Beschwörung keine Kraft, und der Geist wich nicht von ihm. Halt, sagte er, du sollst dich bald wegheben! nahm das Dintenfaß, das neben ihm, auf dem Tische, stand, und warf es Sibyllen wider den Bauch.

Um Gottes Willen, Herr Magister, wie gehen Sie mit mir um? Ich bin kein böser Geist, sondern ein ehrliches Mädchen, das Sie aufrichtig liebet, und Sie um Gegenliebe bitten will. Freylich schickt sichs nicht wohl, wenn eine Jungfer selbst auf die Heirath geht, allein ich kann mir nicht anders helfen.

Wer sind Sie? Jungfer Sibylle?

Ja, das bin ich mit Leib und Seele, und möchte gern Ihre Männin heissen. Geht es nicht an, daß Sie es mit mir so machen, wie es Boas mit der Ruth machte, und Ihre Flügel über Ihre Magd breiten?

Nein, das geht nicht an, meine liebe Tochter. Kehren Sie zurück in Ihr Kämmerlein! Morgen wollen wir weiter von der Sache reden.

Geben Sie mir wenigstens einen Kuß zum Gottespfennige darauf, damit ich ihn mit ins Bette

nehme!

nehme! Nur einen einzigen! Den werden Sie mir doch nicht abschlagen, da Sie meinen schönen Schlender verdorben haben?

Sebald, welcher glaubte, daß ein solcher Kuß von gefährlichen Folgen für ihn seyn könnte, sagte: Was geht mich Ihr Rock an! Ich hatte eben ein Gesicht im Traume, und wollte alle mögliche Schlender in der Welt darum geben, wenn ich nicht wäre darinne gestöret worden. Darauf steckte er den Kopf unter die Decke, und die trostlose Sibylle hub sich weg von ihm.

Des andern Tags wollte Sebald nicht herunter zu Tische kommen, weil er sich schämete, daß ein Frauenzimmer, zu einer verdächtigen Zeit, in seiner Kammer gewesen war. Felix, dem die unverschämte Sibylle ihren mißlungenen Anschlag entdeckt hatte, gieng also hinauf, tröstete und schleppte ihn mit sich fort. Kaum daß er seine Augen aufheben konnte, als er in das Zimmer trat.

Einige Leser werden über die übertriebene Schamhaftigkeit des Sebaldus sich wundern, ihn einen einfältigen Mann nennen, und seinen Charakter für unnatürlich, für übertrieben halten: und dieses um desto mehr, wenn etwa ein Tuffel seine Meynung darüber sagen sollte. Es wird aber eine jede lächerliche Anmerkung wegfallen, wenn man die guten Grundsätze des Magisters in Betrachtung ziehet, die ihm seine Aeltern und Lehrer eingepräget. Josephe sind in unsern Zeiten rar; Sebald war einer, spei-

sete sehr wenig, und saß so unruhig, als wenn er auf lauter Nadeln gesessen hätte. Felix unterstand sich daher nicht, ihn, oder die verliebte Sibylle, aufzuziehen, er konnte es auch nicht, denn der Lieutenant **von A**** erschien, erkundigte sich nach dem Befinden seines Vaters, und erfreuete ihn mit der Nachricht, daß der König ihm eine Kompanie gegeben habe. Man trank dem neuen Hauptmann zu, und **Sebald** vergaß, für großen Freuden, das nächtliche Abentheuer. Hier hielt man ihn nicht für den Vater des Lieutenants, wie er es denn auch wirklich nicht war, sondern nur für einen Freund von ihm. Der Herr **von A**** hätte sonst seinen Namen ändern müssen, und das gieng nicht wohl an. Als ein Edelmann hatte er anfangs unter den leichten Truppen gedienet, und diese adliche Würde mußte er nunmehr auch bey seiner Kompanie behaupten. Noch nie hat ein Hauptmann Nothanker in der Welt gelebt, und er mochte der erste nicht seyn.

Abends sahe die Gesellschaft die Miß Sara Sampson noch einmal sterben. Alle Zuschauer versündigten sich, indem sie über das Ende dieses Trauerspiels lachten. Norton kam, und rief: Aerzte, Sir. — Sampson sagte darauf: Wenn sie Wunder thun können, so laß sie herein kommen!

Darauf erschien erstlich ein Apotheker, der eine Klystiersprütze trug, und ihm folgten zwey Männer in schwarzen Kleidern und langen Perucken. Einer

machte

machte sich über die Sara her, und gab ihr ein Brechpulver ein; der andere untersuchte die Wunde des Mellefont. Kurz, weil sie einmal da waren, so machten sie ihre Sachen so gut, als sie konnten, und man ließ den Vorhang fallen.

Was sagte Sebald dazu? Nichts. Der lag im Bette, und bat Gott, daß er ihn nicht wieder durch verliebte Poltergeister im Schlafe stören lassen möchte.

Indessen gab Sibylle ihren Anschlag, auf ihn, noch nicht auf. Seine Tugend, seine große Nase und Waden hatten sie völlig bezaubert. Er besitzt, sagte sie bey sich selbst, Alles, was dir fehlt, und ich habe Alles, was ihm fehlt. Wir können einander glücklich machen, wenn's Gottes Wille ist. Als Jungfer mag ich nicht sterben: dabey bleibts!

Fünftes Buch.

Erster Abschnitt.

Säugling war wirklich sehr krank, und weder die peruvianische Rinde, noch ein anderes Arzneymittel wollte bey ihm anschlagen. Er verlohr allen Appetit zum Essen, hatte ängstliche Träume, und rief, im Schlafe, seine Mariane.

Sein Morgenlied war: Ich weiß ein Mädchen, schöner ist kein Mädchen auf der Welt. Mit Entzückung sang er die Strophen:

Ihr Auge? Solche Heiterkeit,
Im weiblichen Gesicht
Fand ich auf Erden weit und breit,
Fänd' ich im Himmel nicht.
Ihr Busen? Tugend stirbt davon,
So wunderschön ist er.
Nicht Zevs und nicht Anakreon,
Sah einen niedlicher.
Ihr artig Grübchen in den Kinn;
Ihr schönes Blut! Ihr Schooß!
Ihr Wuchs! Ihr Gang! O Zauberin!
O Göttin! laß mich los.

Der Doktor, ein alter Strohmann, der niemals zärtlich geliebt hatte, glaubte, daß Säugling behext sey, und ließ ihn bis zur Ohnmacht räuchern. Rambold, der seinen Säugling aufrichtig liebte, konnte ohne Schmerz nicht daran denken, daß er

LB Coburg

diesen liebenswürdigen jungen Menschen so bald verliehren sollte, schaffte den Arzt ab, und nahm seinen Untergebenen selbst in die Kur. Sie haben das Liebesfieber, sagte er zu ihm, und das ist das gefährlichste unter allen, weil es eine völlige Auszehrung nach sich ziehet. Folgen Sie mir, so sollen Sie in etlichen Tagen vollkommen wieder hergestellet seyn. Nur müssen Sie Sich keine Grillen machen, sondern völlig ruhig seyn.

Wie kann ich ruhig seyn, antwortete Säugling, da ich **Marianen** verlohren, und befürchten muß, daß Sie meine Tante, wie eine Furie, peiniget, an meinen Vater schreibet, und — die Gedanken vergehen mir ganz.

Marianen haben Sie nicht verlohren, und sie wird gewiß noch die Ihrige. Wir wollen nur sehen, wie wir das gute Kind aus den Klauen der Frau von **Hohenauf** ziehen, und in Sicherheit bringen. Gesezt Ihr Herr Vater erfährt etwas von Ihrer Liebesgeschichte, so liegt daran nichts. Bin ich nicht auch dabey gewesen? Kann er es wohl übel nehmen, daß Sie ein schönes, tugendhaftes, witziges und verständiges Mädchen anbeten, und ihn, so bald es möglich, zum Großpapa machen wollen? Schreiben Sie nur an Ihre Prinzeßin! Ich will den Brief besorgen. Dieß geschahe, und acht Tage darauf kam folgende Antwort von der Kammerjungfer.

Es ist mich recht angenehm, mein lieber **Rambold**, daß Du an mir denkest, mir noch liebest, und mich eine neue Versicherung davon giebst. Bleib mich ferner treu, und laß Dir die Menscher auf der Unverstädt nicht verführen. Gewiß und wahrhaftig, ich würde sonst krepiren! — ja, iren!

Nun muß ich Dich gleich was erzählen. Denke nur an, Mamsell **Mariane** ist nicht mehr bey uns, die garstige, gnädige Frau hat sie, bey Nacht und Nebel, fortgeschafft. Weißt Du wohl, wo sie ist? Bey der Gräfin von ***. Der Herr **von Säugling** kennt diese Madam; sage es ihn also zu seinem Troste. Fäulein Adelheit hat mich dieses in Vertrauen gesteckt, sonst wüßte ichs nicht. Dort könnt ihr sie leichter sprechen, als hier, wenn ich nicht irre. Aber, mein Engel, wie, und wenn kommen wir wieder zusammen? Ich wollte, daß der — die gnädige Frau holete, daß sie uns den letzten Spaß so verderbete. Gott befohlen! Mache, daß Du bald einen Dienst bekömmst, und alsdenn nimm

Deine
aufrichtige und Dir ewig treue
Kathrine —.

N. S. Der Brief an Mamsell Marianen sende Dich zurück.

Das ist gut! sagte **Rambold**; wir wollen hin, und sie besuchen, aber nicht zu Pferde, sondern auf

der

der Post, die durch den Ort gehet, wo die Gräfin und die schöne **Mariane** residiren. Sehen Sie, hier ist die Postkarte! Drey Stationen machen neun Meilen aus; und wie bald und vergnügt werden wir diese nicht zurücklegen, zumal, wenn wir auf dem Wagen eine drolligte Gesellschaft antreffen! Die Bewegung, die Veränderung der Luft, und ein Kuß von Ihrer Braut, wird Ihnen heilsamer seyn, als eine ganze Apotheke. Geld haben wir, Lust auch: was fehlet uns also weiter? Steigen Sie auf! wir wollen eine Bouteille Champagner mit einander trinken!

Säugling wurde merklich durch diesen Vorschlag erquickt, und wenn er ja noch einige Einwendung darwider machte, so wußte sie **Rambold** sehr gründlich zu heben. Verlassen Sie sich auf mich, hieß es, ich will Sie sicher führen, und Sie werden mirs einst danken! Ja, versprach der zärtliche **Säugling**, das will ich! Komme ich zum ruhigen Besitz meiner **Mariane** und meiner Güter, so mache ich Ihr Glück. Sie sollen Gerichtsdirektor bey mir werden, jährlich 500 Rthlr. fixe Besoldung, und alle Strafgelder haben, welche die ungezogenen Bauern erlegen müssen.

Rambold, der längst auf eine solche Versicherung gewartet hatte, umarmete seinen Freund und Gönner, und schrieb sogleich an dessen Vater.

Ihr liebenswürdiger Herr Sohn nimmt zu an Weisheit, Alter, und allen möglichen Tugenden. Nur wünschte ich, daß seine kostbare Gesundheit nicht darunter leiden möchte. Das scharfe Nachdenken über die Pandekten, das Staatsrecht und die schönen Wissenschaften, hat ihm eine Art von Hypochondrie zugezogen, die nur durch eine kleine Lustreise gehoben werden kann. Mit Ihrer gütigen Erlaubniß also, werden wir nächstens einen Ausfall wagen, Berlin und Potsdam besehen, Sanssouci bewundern, und alsdenn unsere Studien weiter fortsetzen.

Dero fernern Gewogenheit
empfiehlet sich,
Rambold.

Sie wollen, sagte **Säugling** lächend, meinem Vater eine gute Idee von mir machen; nur Schade, daß er nicht weiß, was die Pandekten für Dinge sind, und ich nichts davon verstehe. Seitdem ich **Marianen** liebe, ist es mit meinem Fleiße vorbey.

Was liegt daran, antwortete **Rambold**, Sie wissen schon mehr, als Sie brauchen! Lernen Sie nur weiter nichts! Sie haben doch Ihr Brodt. Ihr Beruf ist, sich zu vergnügen, die Welt zu vermehren, die Verdienste gelehrter Männer hoch zu schätzen, und zu belohnen. Izt wollen wir einpacken, und auf Abentheuer ausziehen.

Der Zug gieng vor sich, und war einer der lustigsten, den **Säugling** noch gethan hatte. Die Personen,

sonen, welche mit fuhren, lachten über Rambolden seiner Einfälle, als wenn sie gekützelt würden, und doch lachten sie dabey über sich selbst, denn er schraubte eine nach der andern. Säugling bewunderte das Talent seines Hofmeisters, und dankte dem Himmel, daß er ihm einen solchen Mentor geschenkt hatte.

Nach vielen seltsamen Zufällen gelangten sie in einer Mühle an, die nur 200 Schritte von dem Gute der Gräfin entfernet war, und Ramboldon, wegen ihrer einsamen Lage in einem mit Wald umgebenen Thale, ungemein gefiel. Der Müller, der zugleich Fremde beherbergte, freuete sich, als er hörete, daß ein paar reiche Gäste ihr Geld bey ihm verzehren wollten, schlachtete Hüner und Gänse und einen alten Bock ab, begoß den Reißbrey mit Syrup und trug noch andere Gerichte auf, die nicht gewöhnlich, sondern von seiner eigenen Erfindung waren. Rambold nahm den Wirth sehr bald ein, bezahlte alles baar, herzte seine Frau, und beschenkte ihre Kinder. Säugling klagte über nichts, als über die Bettdecke, die vermuthlich mit Backsteinen ausgestopft war, und die der starke Rambold allemal aufheben mußte, wenn er ins Nest, oder wieder heraus kriechen wollte. Auch diese Beschwerlichkeit ertrug der junge Baron (dafür gab er sich aus) geduldig, dachte unter der Presse an seine Schöne, und warf ihr zuweilen einen Kuß zu. Wie; fange ich es an, mein

bester **Rambold**, daß ich **Marianen** sehe, spreche und sicher umarme? So fragte er beständig, und der Hofmeister wies ihn zur Ruhe. Morgen, versprach er zugleich, will ich Ihr Vorläufer seyn, und Sie anmelden. Sie selbst können nicht dort erscheinen, und die Mamsell nicht hier: folglich muß ich eine Unterredung am dritten Orte veranstalten.

Indem sie noch davon redeten, kehrete ein Soldate in der Mühle ein, der unter der preußischen Armee gedienet und in dem Treffen bey **Torgau** den einen Fuß verlohren hatte. Diesem borgte **Rambold** das hölzerne Bein, den Rock und den Hut ab, schnallete den Stelzfuß an, und übete sich im Gehen. Der alte Kriegsknecht wurde dafür frey gehalten, und durfte so viel essen und trinken, als er in seinen großen Magen hinein bringen konnte. So lange, schwur **Rambold**, als ich auf eurem Fuße einher gehe, soll es euch an nichts fehlen. Einen Dukaten könnt ihr täglich sicher verzehren. Ey, rief der erfreuete Soldat aus, so wollte ich, daß Sie meinen hölzernen Fuß niemals wieder abschnallten! Ich bin ohnedem sehr müde, weil ich heute einen Marsch von zwey Meilen gemacht habe. Geben Sie mir nur Ihren Roquelaur, wenn ich bitten darf.

Tags darauf gieng **Rambold** fort, und gelangte glücklich auf dem Hofe der Gräfin von *** an. Der Thorwächter fragte, wer er sey, was er wolle, und es ist billig, daß ich die kleine Unterredung dieser Männer hier einrücke.

Rambold. Ihr sehet ja wol, Freund, daß ich Pulver gerochen habe, und ein Soldat gewesen bin! Sonst aber heiße ich Thomas, wie auch mein Vater, tröste ihn Gott! hieß, habe die Schumacher-Profeßion in meiner Jugend gelernet, spreche die französische Sprache, weil ich aus der Neumark, reformirter Religion und bald dreyßig Jahr alt bin.

Der Thorwächter. Wollt ihr etwa einen Zehrpfennig? Meine Herrschaft ist nicht zu Hause.

Rambold. Nein, Freund, den verlange ich nicht. Hier will ich euch vielmehr einen Gulden geben, den ihr versaufen könnt. Die Frau Gräfin ist also verreiset?

Der Thorwächter. Ja. Sie schmauset in der Nachbarschaft herum, und wird wohl in acht Tagen nicht zurück kommen.

Rambold. Bey ihr habe ich nichts zu thun, sondern ich möchte nur die Mamsell, **Cremaliere**, gern sprechen, und ihr einen Brief überreichen.

Der Thorwächter. Die kenne ich gar nicht, wir haben viele Mamsellen auf dem Hofe.

Rambold. Die müßt Ihr kennen, sie ist vor etlichen Wochen erst hier angekommen.

Der Thorwächter. Ach, der Daus, das ist die Französin! Ein wunderschönes Kind, als ich noch in meinem Leben eins gesehen. Ich kann sie nicht genug angaffen. Sagt mir doch, was Ihr bey der Mamsell machen wollt.

Rambold. Habt Ihr's nicht gehöret? Einen Brief bringe ich ihr, von ihrer Frau Mutter.

Der Thorwächter. Ist's möglich! sie hat also noch eine Frau Mutter? Ja, ich dachte, sie wäre eine Französin?

Rambold. Deswegen muß sie doch wohl eine Mutter haben? Werden denn nicht alle Menschen von Weibern gebohren? Ihr seliger Vater war ein Prediger in der Neumark, und hatte das Unglück, daß ihn zwey Kosacken im vorigen Kriege auffraßen. Ich verehre ihn noch in den Mägen dieser Barbaren.

Der Thorwächter. Weg warst du! Der steht also nicht auf! Wer sollte es der Jungfer ansehen, daß die verteufelten Kosaken ihren Vater schnabeliret hätten?

Rambold. Wir wollen uns dabey nicht aufhalten, Freund. Macht nur daß ich —

Recht zur gelegenen Zeit gieng **Mariane** über den Hof, nach dem Garten zu. **Rambold** verfolgte sie auf seinem Stelzfuße, holete sie ein, übergab ihr den Brief, und sie wurde ganz blaß, als sie die Aufschrift und das Siegel erblickte. Der fürchterliche Anblick **Rambolds**, die Nachricht von der Sehnsucht und dem nahen Aufenthalte **Säuglings**, setzten das zärtliche Nervensystem der schönen **Wilhelmine** in eine heftige Bewegung. **Rambold** schloß dieses aus dem Steigen und Fallen des Busens, und aus dem Schlage des Herzens, das

er

er durch die Schnürbrust zu sehen und hören glaubte. Die Nachschrift im Briefe lautete: Geben Sie dem Ueberbringer dieses, meinem Hofmeister nur eine mündliche Antwort.

Nunmehr sahe sie den Bothen genauer an, und fand, nachdem er das Pflaster vom linken Auge gethan, und den Stelzfuß abgeschnallt hatte, daß der leibhafte **Rambold** in der Montur eines abgedankten Soldatens stack. Man nahm Abrede wegen der Zusammenkunft, und diese wurde gleich darauf in einem angenehmen Gehölze gehalten. Der Sicherheit und des Wohlstandes wegen lag **Rambold** etwa dreyßig Schritte weit von dem Orte unter einem Baume. Was die Verliebten mit einander sprachen, konnte er nicht hören, weil das Wasser, in der Nähe von einem Felsen herabstürzte, und die Vögel zugleich ein Concert aufführeten. So viel sahe er, durch die Blätter, daß sein Untergebener Küsse gab, und Küsse empfieng, und alsdenn mit vielen Reverenzen Abschied nahm. Tags darauf erfolgte der zweyte Akt, ohne daß der Schauplatz verändert wurde. Die Vertraulichkeit stieg, und die Verliebten küßten sich so laut, daß es der Theatermeister in einer ziemlichen Entfernung hören konnte. Auch wechselten sie dabey ihre Ringe und Dosen. Der Ring und die Dose, welche Mariane Säuglingen gab, waren Erbstücke von ihrer Mutter. **Nothanker** wollte lieber hungrig sterben, als diese Hochzeitgeschenke

schenke angreifen. Er gab sie ehedem seiner Mariane mit abgebrochenen Worten: Hier hast Du ein Andenken von deiner seligen Mutter! Wenn Du eine Braut wirst, so — Gott segne meine einzige Tochter!

Itzt dachte das fromme Mädchen an diesen Wunsch, und eine Thräne rollte sanft über die glühende Wange. **Säugling** erfuhr bey dieser Gelegenheit, daß sie ihres unglücklichen Vaters wegen, bekümmert wäre, und tröstete sie. Weiter verrieth sie sich nicht. Ob sie **Cremaliere**, oder **Nothanker** hieß, und ob ihr Vater im Himmel, oder auf der Erde herum gieng, daran lag ja nichts. Wäre sie auch eine Prinzeßin gewesen, so hätte sie **Säugling** nicht höher schätzen, nicht stärker lieben können. Den Beweis davon gab er ihr bey der Unterredung, die für dießmal die letzte seyn mußte, weil **Rambold** durch die Büsche brausete, und die Ankunft der Post verkündigte. Tummeln Sie sich, junger Herr! wenn Sie anders nicht da bleiben wollen. Ey, wer wird weinen! Sie gehen ja beyde nicht in den Tod! Geduld, liebsten Kinder! ich hoffe Euch bald völlig glücklich zu sehen. Nehmt Abschied von einander! Wir ziehen durch einen andern Weg wieder in unser Land, und dieser führet uns über Berlin. Von dort aus werden Sie die erste Nachricht von uns erhalten.

Säugling vergaß sich, fiel seiner Braut um den Hals, und sie, männlicher als er, riß sich aus seinen

Armen

Armen los, und gab ihm einen Kuß mit auf den Weg. Nun schlich Säugling etliche Schritte fort, sahe sich um, gieng rückwärts wie ein Krebs, stand stille, lief wieder zu Marianen, daß ihn Rambold haschen, und mit Gewalt fort führen mußte. In der Mühle überfiel ihn Mattigkeit, Hitze, Herzensangst, wollte nicht essen, wollte einen gelinden Schweiß im Bette abwarten, noch acht Tage da bleiben; allein der strenge Hofmeister schleppte ihn auf den Wagen, und brachte ihn durch seine Satyre und einige Gläser Wein, ein wenig zur Raison.

Hatte denn Mariane eben so eine Mattigkeit, so eine innerliche Hitze? Just so. Ja, ich dachte, sie hätte Säuglingen völlig vergessen wollen? Sie wollte es freylich; wenn sie nemlich nichts mehr von ihm hörete. Da sie ihn nun wieder sahe, so fiel der kindische Anschlag, die erste Liebe zu unterdrücken, weg, und sie schwur bey sich selbst, niemals die Frau eines andern zu werden, wenn sie diesen nicht haben könnte.

Zweyter Abschnitt.

Nach der Revüe erhielt der Lieutenant von A** nicht nur eine Kompagnie, sondern auch die Königliche Conceßion zu seiner Heirath.

Wohl dem neuen Hauptmanne, der eine reiche Braut findet! Der Herr von A** hatte im Kriege

eine gefunden, und durfte sie nunmehr zu seiner Gemahlin machen. Der alte **Sebald** vergoß Freudenthränen über das Glück seines vermeinten Sohnes, und versprach, ihn bis zur Stelle eines Obersten empor zu beten. Gott segne meinen lieben **Karl**! sagte er. Du kannst ihm und dem Könige im Soldatenstande eben so gut, als im geistlichen dienen; und was würdest du im letztern izt wohl seyn? Ein hungriger Kandidat, oder höchstens ein Dorfpriester, der sein Amt mit Seufzen thun, und wenn er nicht darben will, Schweine mästen, und mit Käse und Butter schachern muß. So hast Du es besser. Den einmal angenommenen Namen führe nur ferner fort. Es hat noch nie ein Kapitain Nothanker in der Welt gelebet, und Du wirst nicht der erste seyn wollen. Weiß ich doch, zu meinem Troste, wer Du bist. Morgen werde ich Dich besuchen, und meinen gütigen Wirth nebst seiner Dame mitbringen. Ja, versetzte der Hauptmann, das sollen Sie auch! Ich habe bereits einige Officiers eingeladen. Gleich nach der Wachtparade erwarte ich Sie. Madame **Felix** wird so gefällig seyn, und meinen Gästen vorlegen.

Die Einladung wurde angenommen, und dem ehrlichen **Sebald** lief das Maul voll Wasser, wenn er an den Braten und Wein dachte, den er zu sich nehmen sollte. Wie aber der Satan immer sein Spiel mit ihm hatte, so verdarb er ihm auch diesmal die

Freude. **Hieronymus** schrieb, und hier sind die merkwürdigsten Stellen seines Briefs:

Tuffelius ist abgesetzt, und der Schulmeister hat, zur Strafe, einen schlechtern Dienst erhalten. Jener wollte den Reinigungseid schwören, man ließ ihm aber nicht dazu. Den Dienst hätte er doch verloren. Die Gemeine ist, wie ich höre, Willens, um Sie bey dem Konsistorium anzuhalten; allein, was werden die guten Leute ausrichten, da Stauzius und der Präsident Ihre Feinde sind! Wie mach ichs? Schreibe ich Alles, was ich auf dem Herzen habe, oder breche ich hier ab? Nein, Sie müssen es wissen! Unsere liebe **Mariane** ist von der Frau **von Hohenauf** weg, und ich habe ihren Aufenthalt nicht erfahren können. An die Reden der stolzen Närrin, bey der sie zeither gewesen, kehre ich mich nicht, sonst müßte ich Dinge glauben, die sich mit der Tugend Ihrer Mamsell Tochter nicht zusammen reimen. Ich bin recht böse, daß sie nicht an mich schreibt, Vielleicht könnte ich ihr einen guten Rath geben.

Sebald zitterte bey dieser Stelle, wie ein Quacker, sahe auf gen Himmel, nahm die Perucke ab, und betete. Ach, meine Tochter, rief er aus, wie beugst du mich! Du wirst deinen alten Vater mit Leid unter die Erde bringen.

Felix bat, daß er ruhig seyn, und ihn zum Hauptmann **von A**** begleiten möchte. Sie giengen

also, und trafen eine muntere Gesellschaft an, in welcher Sebald gleichwohl niedergeschlagen blieb, und auch seinen Sohn betrübete, indem er ihm den Brief des Buchhändlers zeigte. Besser wäre es gewesen, wenn Hieronymus geschwiegen hätte. Was sollte der Vater thun? Mit Steckbriefen herumlaufen, und seine Tochter aufsuchen? Dazu schickte sich Sebald nicht wohl!

Die Herren hatten sich eben gelagert, als ein paar Fremde erschienen, und vom Wirthe sehr liebreich empfangen wurden. Herr Bruder, sagte der Hauptmann, wie glücklich bin ich, Sie bey mir zu sehen! Wie befinden sich unsere theuerste Aeltern, so kann ich nun fragen, und meine ewig Geliebte?

Vermuthlich noch wohl, antwortete der Fremde. Seit drey Wochen habe ich keinen Brief von meinem Vater erhalten.

Ich glaube, meine Leser werden die Namen der fremden Personen errathen. Säugling und sein Hofmeister traten hier auf. Auf der Post wünschte Rambold, daß er einen Bekannten in Berlin haben möchte. Den habe ich, gab Säugling zur Antwort. Ich werde Ihnen meinen künftigen Schwager zeigen, einen braven und edlen Mann, der meinem Vater im vorigen Kriege das Leben rettete, sich das Herz meiner Schwester, zur Belohnung, ausbat, und erhielt. Diesen Held müssen wir heimsuchen.

Ein

Ein guter Geist führete hier also Personen zusammen, die näher mit einander verbunden werden sollten.

Sebald, der den Geruch und Geschmack verloren hatte, gab dennoch auf eine Dose Achtung, woraus ihm Säugling eine Prise anbot, erkundigte sich, wo er sie gekauft habe, und erfuhr, daß es ein Geschenk sey.

Dies war der erste Laut, den Sebald von sich gab. Alle, die ihn nicht kannten, betrachteten ihn nunmehr genauer, und fanden in seinen Gesichtszügen etwas Besonderes, oder, damit ich mich des Ausdrucks eines gewissen Officiers bediene, etwas Interessantes, das aber leichter, als die Zahl 666, ausgelegt werden konnte.

Herr Bruder, fragte der Hauptmann, haben Sie diese Dose von einem Frauenzimmer bekommen?

Säugling. Ja.

Der Hauptmann. Wie nennt sich denn das Frauenzimmer?

Säugling. Es ist eine geborene Französin, die Sie nicht kennen.

Der Hauptmann. Vielleicht besser, als Sie denken. Es leben alle schöne Mädchen!

Säugling, der sich die Verwandschaft zwischen dem Hauptmanne und seiner Mariane gar nicht einmal träumen ließ, ob er gleich aus den Augen und Mienen, den Bruder seiner Braut hätte errathen können, trank in der Begeisterung mit, ohne, daß er dabey etwas zu denken schien. Nach

Nach aufgehobener Tafel wollte Sebald, Säuglingen bey Seite führen, und, der Dose wegen, weiter in ihn dringen, als Sibylle unvermerkt ins Zimmer schlich, und dem Seher die Augen mit den Händen zuhielt. Noch niemals war dem ernsthaften Sebald dergleichen Possen gespielet worden. Auf welche Vertraulichkeit konnte sein Sohn, konnten die Gäste nicht schließen? Das geht zu weit, Mamsell! fieng Sebald an, und — ja, ich mag die Strafpredigt, die er der unverschämten Dirne hielt, nicht hieher setzen. Kaum, daß er sich in einer halben Stunde erholen konnte. Der Hauptmann that indessen alles, was zur Beruhigung seines Vaters dienete, besänftigte die Aufwallung des Bluts durch etliche Tassen Kaffee, und bat sich von Säuglingen noch eine Prise aus. Dieser, als er sahe, daß die Dose oben und unten betrachtet wurde, konnte nicht umhin, folgende Frage zu thun: Haben Sie, Herr Bruder, diese Dose ehedem gesehen? Ja, war die Antwort, und wollte Gott! — weiter durfte er nicht reden. Sich wollte er nicht damaskiren, den alten Sebald auch nicht; und also mußte er und Säugling in der Ungewißheit stecken bleiben.

Dieser hatte ohnedem Ursache, eine Verplämperung geheim zu halten, die seiner Tante nicht gefiel, und die ihm den Haß seiner Aeltern zuziehen konnte. Rambold war der einzige Tröster, den

er hatte; **Rambold**, der hier den Politiker spielete, seinen Nutzen zu befördern suchte; durfte ihm der unerfahrene **Säugling** wohl sicher trauen? Ein Weltmann würde, Nein, und Amor, Ja, sagen. Die Sache fieng an, kritisch zu werden, und der Leser würde **Marianen** bedauren, wenn sie sitzen bleiben, wenn sie, als Jungfer, sterben sollte. Wir wollen sie der Vorsehung überlassen. Der Seegen einer verstorbenen Mutter, und das Gebet eines noch lebenden frommen Vaters wirken kräftig, obgleich nicht so schnell, als wir es wünschen. Nur bedauern wir **Sebalden**, der, seiner Tochter wegen, in der geößten Unruhe war, und weder in sich, noch in der Apokalypse einen Trost fand. Der Hauptmann suchte seinen Kummer dadurch zu lindern, daß er ihn in eine Kutsche packte und mit ihm davon fuhr. **Säugling** und **Rambold** folgten zu Pferde. Wo ging denn die Reise hin? Vermuthlich zur Braut: denn der Herr von A** war nunmehr fix und fertig, im Stand der heiligen Ehe zu treten, und diese Ceremonie sollte **Sebald** mit seiner Gegenwart schmücken und zieren helfen. Er erschien anfangs nicht als Vater, sondern nur als ein guter Bekannter des Bräutigams. Ehe sie abgiengen, schrieb **Säugling** an seine Liebste, und gab ihr von allem, was der Leser schon weiß, Nachricht. Kaum waren sie zum Thore hinaus, so kam wieder ein Brief von dem dienstfertigen **Hieronymus**, den wir sogleich lesen wollen. **Hie**-

Hieronymus, der seiner Geschäfte wegen, bald da, bald dorthin reisete, fragte überall nach der schönen Mariane, und erfuhr, ich weiß nicht von wem, daß sie sich bey einem gewissen Grafen aufhalten sollte. Das wird, dachte er, unter allen möglichen Grafen, wohl der Graf von Nimmer seyn, und weil dieser kurz vorher ein paar neue Kochbücher verlangt hatte, so machte er sich auf den Weg, und wollte sie dem alten Herrn selbst überbringen. Er kam eben zu der Zeit auf dem Schlosse an: als man den theuren Körper des Grafen in die Gruft senken wollte. Wir wollen seine Nachricht davon lesen.

Liebster Freund!

Der Herr Graf von Nimmer, ist nicht mehr. Er ist an seinem Geburtstage, bey der Tafel plötzlich verschieden. Da sein schneller Tod den Anverwandten bedenklich vorkam, so wurde er geöfnet, und man fand, daß ihm der Magen entzwey geplazt sey. Jedermann erstaunete darüber, denn er hatte nur mäßig gespeiset, und nicht mehr, als eine halbe Pastete, etwa zehn Pfund gekochtes und gebratenes Fleisch verzehret, und sechs Flaschen Wein dazu getrunken. Ein Stück aus der Lob und Trauerrede habe ich behalten, und das will ich Ihnen, ohne etwas dazu, oder davon zu thun, hieher setzen.

Bey dem hochseligen Grafen, sagte der Redner, fiel alles ins Große. Sein Appetit zum Essen und

Trinken

Trinken war ausserordentlich. Man wundert sich, daß Isaak, ehe er sterben wollte, noch zwey Böcke zu sich nahm; und hier war mehr, als Isaak! Zehen solche Thiere hätte er, wenn sie, als ein Ragout fin, zubereitet gewesen wären, glücklich verschluckt, und auch verdauet. Er besaß aber den feinsten Geschmack. Er wußte, wo die besten Krebse, Schinken, Muränen, Zander, Birkhüner und dergleichen Leckerbissen zu bekommen waren, und doch blieb er ein deutscher Patriot dabey, der die französischen Gerichte nicht leiden konnte, ob er sich gleich die Brühen dieser Nation gefallen ließ.

Groß war die Geduld des Herrn Grafen im Leiden. Im vorigen Kriege nahmen ihm die Husaren, bald seine verschriebenen Pasteten, bald seine Schinken und seinen Wein weg; und ein gewisser Rittmeister, der eine Meile von hier auf Postirung stand, ließ sechzehen Stück Rothwildpret in seinem Holze schießen, und doch murrete er nicht, sondern wünschte vielmehr, daß alles den Feinden recht wohl bekommen möchte. Eben diese Tugend übete er aus, wenn ihn sein Morgenhusten plagete, oder ihm Kruditäten im Magen lagen.

Alle diese erhabenen Vorzüge machen, daß wir seinen Abschied aus dieser Zeitlichkeit um destomehr bedauern. Ist es andem, daß wir in jener Welt weder hungern, noch dursten, so wird es ihm dort nicht recht gefallen. Er ruhe sanft! Sein Andenken

bleibe bey uns im Seegen! Mit ihm stirbt der männliche Stamm dieses erlauchten Hauses aus, allein sein Ruhm wird ewig dauern. So weit der Redner!

Da ich meine Kochbücher daselbst nicht anbringen, und auch Marianen nicht finden konnte, so ritt ich sehr mißvergnügt wieder nach Hause. Die Mamsell mag indessen seyn, wo sie will, so kann sie nicht lange verborgen bleiben. Der Himmel gebe, daß wir sie gesund und glücklich wieder sehen! Ich bin ꝛc.

Dieser Brief wurde Sebalden nachgeschickt, und er erhielt ihn auch, ohne, daß er dadurch getröstet wurde. Dem zärtlichen Säugling und dem tapfern Rambold war es vorbehalten, seine Traurigkeit in Freude zu verwandeln, und wir wollen sehen, wie sie es anfiengen.

Ehe ich es erzähle, muß ich einen kleinen Brief der Frau von Hohenauf einrücken, den sie etliche Wochen vorher an ihren Bruder geschrieben hatte.

Du meldest mir die Verlobung Deiner Tochter mit einem Officier von gutem Geschlechte, und ich wünsche Dir und ihr Glück dazu. Sage nur, warum Du Dich nicht, nebst allen unsern hochseligen Vorfahren, in Adelstand erheben läßt? Dies muß nothwendig geschehen, wenn ich Dich ferner für meinen Bruder erkennen soll. Höre also noch vor dem Beylager Deiner Tochter auf, zu schachern, und werde ein Ritter! Für hundert Dukaten kann man groß und

und berühmt werden, und in der Welt Parade machen. Gewöhne Dir auch die bürgerlichen Manieren ab, die Dich in meinen Augen lächerlich machen. Stifts- und thurniermäßig mußt Du Dich aufführen, wenn Du mir, und überhaupt der großen Welt, gefallen willst.

Für Deinen Sohn zittere ich. Er hatte sich bey mir in ein gemeines und armes Mädchen vergafft, und machte ein paar einfältige Streiche, die ich, seiner Ehre wegen, noch verschweige. Das verführerische Ding schaffete ich ab, und ihn verbot ich, mir wieder vor die Augen zu kommen. Halte ihn, wenn Du klug bist, den Zügel kurz! Sein Hofmeister scheinet mir ein guter Mann zu seyn, und doch war ihm Dein Sohn entwischet. Sprich mit **Ramboldon**, oder schreib an ihn, und laß Dir die Sache ausführlich erzählen. Wie, der junge Bursch will mich durch eine Mesalliance beschimpfen? Nein, das leide ich nicht, und Du darfst es auch nicht leiden.

Ob ich zur Vermählung Deiner Tochter kommen werde, kann ich noch nicht sagen, weil ich nicht weiß, wer die Gäste sind, die Du dazu geladen hast. Unter den Pöbel mische ich mich nicht. Wenigstens müssen die Schildbürger und ihre Weiber in einem Nebenzimmer die übrigen Brocken verzehren, und das Maul am Ermel abwischen, wenn ich Dich mit meiner Gegenwart beehren soll.

Der alte **Säugling** lächelte über diesen Brief. Daß seine Schwester eine **Närrin** war, das wußte

er,

er, daß sich aber sein Sohn in ein schlechtes Mensch verliebt haben sollte, daran zweifelte er, und nahm Gelegenheit, ihn dieserwegen auszufragen. Aufrichtig gestand dieser, der schon längst eine Verrätherey besorgt hatte, seine Liebe zu **Marianen**. Entweder diese, Papa, oder gar keine! Sie ist die Schönheit und die Tugend selbst. Ein König würde sie lieben und verehren, und wenn er auch den feinsten Geschmack besäße. Ich will sie Ihnen vorstellen, so bald Sie es erlauben; und mich deucht, izt, bey der Hochzeit meiner Schwester, wäre die gelegenste Zeit dazu. Ich will sie abholen, und Herr **Rambold** soll mich begleiten. Sie mag fahren, und wir wollen reiten. Geben sie mir nur die alte Gouvernante meiner Schwester mit, damit sie auf dem Wege eine weibliche Gesellschaft um sich hat. An dem Orte, wo sie sich gegenwärtig befindet, kann ich sie ohnedem nicht lassen, ob ihr gleich sehr gut, und als einer Freundin von der Gräfin von ***, begegnet wird. Wie wäre es, liebster Papa, wenn Sie meine Braut zu sich nähmen, da Sie meine Schwester verlieren. An ihr würden Sie eine zweite Tochter finden, die Ihnen und meiner Mama das Leben versüßete. Entschliessen Sie sich dazu! Zu Ihren Füßen bitte ich mir diese Gewogenheit aus!

Liebreich hub der Alte seinen Stammhalter auf, und sagte: Es kömmt darauf an, daß ich eine Person, von der du vielleicht zu sehr eingenommen bist,

kennen

kennen lerne. Führe sie bey mir auf, und dann will ich dir mein Sentiment von ihr frey entdecken. Warum willst du aber so frühzeitig heirathen?

Der Sohn. Ein Jahr, wenn Sie es für gut befinden, bleibe ich noch ledig, gehe auf Reisen, und meine Braut wohnet indessen bey Ihnen. Was soll ich mir auf Universitaten den Kopf mit Dingen zerbrechen, die ich nicht brauche. Einen Dienst mag ich nicht haben. Wer vergnügt in der Welt leben will, läßt sich zu keinen Sklaven machen. So viel als wir zu einer vernünftigen und anständigen Lebensart brauchen, erwarte ich von Ihrer Güte.

Der Vater. Wenn aber deine Tante kommen, und das Mädchen hier antreffen sollte?

Der Sohn. Wer fragt nach der was! Hier hat sie nichts zu befehlen, und an ihrer Freundschaft ist mir nichts gelegen.

Der Vater. Sie scheinet mit dem geringen Herkommen deiner Liebste nicht zufrieden zu seyn: wer ist denn ihr Vater gewesen?

Der Sohn. Ein Geistlicher, und zwar von Geburt ein Franzose. **Cremaliere** nennt sie sich, und besitzt mehr Verstand und Witz, als zehen solche Tanten, die in weißen Handschuhen schlafen, und täglich ein dutzend Narrheiten begehen. Recht gern möchte ich eine Person demüthigen, die sich Ihrer, ich gestehe es frey, und meines seligen Großvaters schämet, und sich für eine geborene adeliche Dame ausgiebt. **Mariane** kannte sie besser, entdeckte

die

die Wahrheit ihren Kindern, und fiel dieserwegen bey ihr in Ungnade.

Der Vater. Wird wohl die Gräfin deine Liebste verabfolgen lassen.

Der Sohn. Warum nicht? Wir sind versprochen. Setzen Sie ein paar Zeilen an sie auf. Die meisten Schwierigkeiten möchte wohl das gute Kind selbst machen. Sie besitzt die größte Delikatesse, die ein Frauenzimmer besitzen kann. Nur Ihre Einladung kann sie bewegen, sich hier zu produciren.

Der Vater. Wer ist denn der alte Magister, den ihr bey euch habt? Mein Schwiegersohn begegnet ihm mit vieler Achtung.

Der Sohn. Den kenne ich selber nicht. Ich traf ihn in Berlin bey dem Hauptmann an, und weiß noch immer nicht, was ich eigentlich aus ihm machen soll. Er gehet tiefsinnig einher, und scheinet gelitten zu haben.

Da das Beylager, damit ich mich des Ausdrucks der gnädigen Frau von **Hohenauf** bediene, wegen verschiedener Umstände, noch acht Tage aufgeschoben werden mußte, so machte sich der junge Säugling, **Rambold** und die alte Gouvernante auf, und luden **Marianen** ein. **Rambold** erschien izt in seiner rechten Gestalt, führete das Wort, und die Gräfin von *** glanbete, sie wäre in einer Komödie. Man mußte ihr Brief und Siegel, und noch andere Dinge zeigen, ehe sie ihre Einwilligung zur Abreise eines Frauenzimmers gab, von deren

guten

guten Eigenschaften sie eingenommen war, und das sie aufrichtig liebete, und nicht wohl entbehren konnte. **Mariane** verhielt sich leidend, und überließ sich ihrem guten Glücke, oder besser, ihrem Liebhaber und seinem treuen Führer. Der Gräfin versprach sie, daß sie wiederkommen wollte, so bald es möglich wäre. Wir wollen sie lassen fahren, und indessen den alten **Sebald** und den Hauptmann betrachten. Beyde merkten die Abreise des jungen **Säuglings** nicht gleich, indem der Officier beständig mit seiner Braut tändelte, und der Magister Grillen fieng; und da Jener sich endlich nach seinem künftigen Schwager erkundigte, so erfuhr er die Wahrheit nicht ganz. Er hat, hieß es, wichtige Depeschen, und wird bald wieder hier seyn.

Der Tuchhändler **Säugling** befand sich damals mit seiner Familie auf dem Lande, wo er in der angenehmsten Gegend desselben, zwey ansehnliche Güter besaß. Das erste war seinem Sohne, und das andere seiner Tochter bestimmt. Auf dem dritten wollte er seine Tage in Ruhe beschließen, es seiner Wittwe hinterlassen, die alsdenn nach Belieben darüber disponiren konnte. Die vorhergehenden adlichen Besitzer, hatten lustig gelebt, Schulden gemacht, waren verdorben, und ihren Vätern nachgefahren. Es gereichte also, dem klugen und fleißigen Handelsmanne zur Ehre, daß er izt den großen Herrn im kleinen spielen konnte. In der Stadt hatte er einen Pallast, trieb auch die Handlung

lung noch durch seine Faktore; wenn er aber sich seines Lebens freuen wollte, so begab er sich in die freye Luft. Hier war es also, wo er seine schöne Tochter mit einem Officier kopuliren lassen wollte, der sich ehedem sehr verdient um ihn gemacht. Die Sache verhielt sich so. Säugling fuhr im vorigen Kriege durch einen Wald, und wurde von feindlichen Husaren, die dort herum schwärmten, und Nachricht hatten, daß ein Liverant, mit Gelde schwer beladen, von der königlichen Armee zurück kommen würde, angehalten. Ihn zu schrecken, schoß man etliche mal durch den Wagen, und hieb dem Postillion, der nicht halten wollte, das recht Ohr ab. Indem sie nun mit der reichen Beute davon eileten, brach der Kornet von A** mit seinen Leuten aus dem Walde hervor, hieb die meisten davon nieder, und errettete den vor Furcht und Schrecken halbtodten Kaufmann, wurde aber dabey so stark verwundet, daß er nicht länger zu Pferde sitzen konnte. Säugling nahm ihn in den Wagen, und gelangete mit ihm, unter einer Bedeckung, glücklich zu Hause an. Hier bringe ich, sagte er zu seiner Frau, den Erretter meines Lebens! (unter dem Leben muß man vermuthlich den Geldkasten verstehen.) Thut alles, was ihr könnt, das Seinige zu erhalten! Ruft die geschicktesten Aerzte und Wundärzte anbey! Ich würde untröstlich seyn, wann dieser junge und schöne Herr sterben sollte. Nein, so weit muß es nicht kommen! So weit kam es auch nicht, obgleich

das

das Wundfieber etliche Tage dauerte, und durch die Kunst gelehrter Männer verstärkt wurde. Die Natur half sich endlich selbst.

Nach seiner Genesung stellete man ein Gastmahl an, und dabey verliebte sich der Herr von A** in die schöne Tochter des Hauses, die er vorher einmal gesehen. **Louise** war noch sehr jung, ihr Vater sehr reich, der Herr von A** erst Kornet — lauter Dinge, die sich nicht recht reimen wollen. Und doch wagte es der Soldat, und that eine Liebeserklärung mit den Augen, die von **Louisen** verstanden, und gütig beantwortet wurde. Beym Abschiede merkten die Aeltern erst etwas, das sie schon längst hätten merken sollen, gaben dem guten Kinde einen kleinen zärtlichen Verweis, und waren nicht bitter gegen sie. Kinder guter Art, sagte der Vater, ziehen sich selbst. Einen Mann muß das Mädchen doch haben, und für diesen ist **Louise** gebohren. Du hast Recht mein Schatz; der Kornet von A** ist ein schöner Officier, und — wenn ich noch ledig wäre, so verliebte ich mich selbst in ihn. Eine lehrreiche Anmerkung der Frau **Säugling**, die **Sebald** schon ehedem machte, und als eine Meinung desselben angesehen werden kann. Bey dieser Gelegenheit will ich noch ein paar andere Sentiments von ihm anführen, die mit dem vorhergehenden verbunden sind. Eine jede Person, sagte er einstens, muß sich nach ihren Geschmack verheirathen, und zwar, sobald sie tüchtig

ist, Kinder zu zeugen und zu erziehen. Was er nicht dabey thut, das thun andere, die das Handwerk besser verstehen: denn die meisten Aeltern sind selbst wild und ungezogen. Mir, fuhr er fort, wollte der Präsident seine Ausgeberin aufhängen, allein ich dankte, und nahm Wilhelminen. Süßes Andenken! Nein, die Liebe läßt sich keine Gesetze vorschreiben. Pabst im Fürstenthume konnte ich durch die abgenutzte Ursel werden, und doch gab ich ihr einen Korb. Ich lobe ferner die frühzeitigen Heirathen, die nur bey großen Prinzen, und ganz gemeinen Leuten noch Mode sind. Der Mittelstand sucht vorher Geld und eine Würde zu erlangen, und darüber gehen die Kräfte verlohren. Jeder sagt, ich muß erst etwas werden, ehe ich eine Frau nehme. Er wird nach vielen Studiren, Rennen und Laufen endlich etwas, nimmt ein Weib, und wird noch etwas, und wenns auch nur ein Hahnrey seyn sollte. Bisweilen wäre es gut, wenn die Mädchen selbst auf die Heirathen giengen, indem es vielen Mannspersonen am Muth fehlt. So machte es, z. B. Jungfer Sibylle in Berlin, die ihr Netz sogar des Nachts auswarf, und doch nichts fieng. Gäbe es mehr solche Sibyllen, so würden wir Wunderdinge erleben.

Ich komme wieder zum Kornet und seinem Mädchen. Beyde waren hitzig, und wollten gleich auf der Stelle ein Paar werden. Warum wurden sie denn keins? weil sichs noch nicht schickte. Louisen gab

gab der alte Herr Jost folgenden Trost: Du sollst ihn haben, er ist deiner werth; laß ihn nur erst sein Glück machen. Izt ist er täglich in Lebensgefahr, wie du selbst gesehen hast. Vielleicht bescheret Gott bald Frieden. — Du bist ja kaum 15 Jahr alt. Neunzehn Jahr war deine Mutter alt, als ich sie nahm, und bis dorthin kannst du mit gutem Gewissen Jungfer bleiben.

Eben dergleichen Vorstellung that der Oberste des Regiments dem Kornet. Zum Henker! was wollen Sie mit der Frau im Felde machen? Frau Kornettin? Nu, ja, das klingt eben so artig, als Frau Studentin. Weg damit! Halten Sie sich gut, damit Sie avanciren! Hernach ists Zeit, ein Weib zu nehmen. Ich bin Staabsoffizier, und habe noch immer keins, mag auch keins; Allein Sie, junger Herr, können die Welt noch vermehren. Izt bleiben so viel tausend Mannspersonen im Kriege, und wir werden die Vielweiberey einführen müssen, wenn wir die Erde wieder bevölkern wollen. Alsdenn können Sie zehen für eins nehmen, und dem Könige Rekruten machen.

Wie giengs nun weiter? Ein ganzes Buch müßte ich schreiben, wenn ich den Roman des Herrn A** und der Jungfer Säugling erzählen wollte, und das würde mir sehr verdrießlich fallen. Wehe dem Geschichtschreiber, der alles sagt, was er weiß! Genug, die Hindernisse waren überwunden, und der schönste Tag ihres Lebens sollte bald anbrechen.

Auch dieser kleine Aufschub hatte seine Freuden, und sie wurden durch die Ankunft des wackern **Rambolds**, der husarenmäßig überm Hof wegjagte, vermehrt. Ihm folgte **Säugling** nnd ein Wagen, aus dem ein Engel, in der Kleidung einer Amazone, stieg. Man mahlt die Engel freylich nicht wie Amazonen, und setzt ihnen auch keine Federhüte auf; wir würden indessen dabey nichts verliehren, wenn man sie geputzt und ohne Flügel vorstellete. Der alte **Säugling** und seine Frau wurden ganz entzückt, als sie **Marianen** sahen, die ihnen mit einer unbeschreiblichen Anmuth ihr Kompliment machte. Ihr Wuchs, ihre Bildung, ihr edler Anstand, ihre Seele, die sich in ihren großen blauen Augen bildete, ihr — es ist mir nicht möglich, nur eine ihrer Vollkommenheiten recht auszudrücken, und wer es nicht glauben will, der darf nur hingehen, und dieses Meisterstück der Natur selbst ansehen. Wer aber schon eine Frau, oder eine Braut hat, der bleibe zu Hause, und zwar aus guten Gründen, wenn er sie anders noch ferner für schöne halten und lieben will. Er möchte alsdenn auch eine **Mariane** haben wollen, und es ist nur eine in der Welt, und die giebt **Säugling** nicht weg. Doch ich verliehre mich, und so geht mirs allemal, wenn ich von diesem schönen Mädchen zu plaudern anfange.

Der Hauptmann stand wie erstarret; **Sebald** sank in einen Lehnstuhl; **Mariane** fiel zu seinen Füßen, und bat um seinen Seegen: welches Schau-

spiel! Der alte Säugling spitzte das Maul, als wenn er pfeifen wollte, kratzte sich, wo ihn nichts biß, und konnte nicht begreifen, was Sebald mit den Worten, meine einzige Tochter, meine geliebte **Mariane**, meinete. Die Kosacken sollten **Marianen** ihren Vater aufgefressen haben, und doch saß er hier. Hatten sie ihn wieder von sich gegeben, wie dort der Wallfisch den Jonas? Die Sache klärete sich gleich auf, und durch Fragen und Antworten wurde die auserlesene Gesellschaft so klug, als es der Leser bereits ist. Der Hauptmann und **Mariane** machten ihren Vater bekannt, und hatten auch nicht Ursache, sich eines Mannes zu schämen, der die ganze Apokalypse auslegen konnte, izt eine spanische Perûque trug, und den Haarbeutel in Berlin gelassen hatte. Alle Personen küsseten und umarmeten sich, und die Alten segneten ihre Jungen. **Mariane** blieb indessen eine gebohrne **Cremaliere**, und der Hauptmann, der sich ohnedem kurz darauf adeln ließ, ein Herr von A**. **Sebalden** war an der zeitlichen Ehre nichts gelegen, und schrieb sich also, wie vorher, nur Magister **Sebaldus Nothanker** schlechtweg.

Dritter Abschnitt.

Einen neuen Abschnitt muß ich machen, denn ich schreibe von einer Hochzeit, die man für eine sehr wichtige Sache hält, und wornach das verliebte

Paar recht herzlich sehnete. Ich sehe auch gar nicht ein, warum wir sie länger schmachten lassen wollen. Fremde Gäste wurden nicht gebeten; denn sonst hätte der alte Säugling sein Haus voll bekommen können. Er stattete lieber vier arme Bauermädchen aus, und ließ sie mit seiner Tochter auf einem Tag kopuliren. Da Vater Säugling nunmehr wußte, daß Sebald ehedem im Orden gewesen war, so verlangte er von ihm, daß er seinen Sohn selbst kopuliren möchte, allein dieser schlug es sehr bescheiden ab. Die Kopulation, sagte er, ist nicht von Gott, sondern von den Menschen eingesetzt, und wir halten sie für kein Sakrament. Ehedem gaben die Erzväter ihre Kinder ohne Umstände zusammen, und noch izt werden in einigen großen Städten, die Namen der Neuvermählten nur auf dem Rathhause in ein Buch geschrieben. Hier hingegen haben Sie Ihren Priester, den Sie dabey nicht übergehen dürfen. Sie haben Recht, sagte Säugling, der Pastor freuet sich schon darauf, nur werde ich ihn bitten, daß er uns mit einer Rede verschonet, denn ich stehe nicht gern lange, und es ist auch seine Gabe nicht, Reden zu halten, ob er gleich einen sehr erbaulichen Baß predigt, und auch in der Arzneykunst ziemlich erfahren ist. Wenigstens loben ihn die Bauren. Mixturt er einen nieder, so wallt er er vor der Baare her, und hält ihm einen schönen Sermon. Dieses theure Rüstzeug nun erschien gegen Abend, und machte seine Sache recht artig.

Er und Sebald, der in einem schwarzen Sammet-rocke wie ein Domherr aussahe, wurden bald bekannt mit einander. Sie sprachen von Büchern, und der Pastor gestand, daß er heute einen guten Tausch getroffen habe. Wie so, fragte Sebald? Es ist, war die Antwort, ein Kaufmann hier, welcher unter andern auch mit Büchern handelt. Dieser hat mir zwey Malter Waitzen, vier Schweine, eine Kuh, eine Ziege, zwanzig junge Gänse und ein Faß voll alte Käse abgenommen, und mir dafür einige gute theologische und medicinische Bücher gegeben. Die Schweine und die Gänse steckte er in Kasten, und ließ sie, wie ausländische Thiere fortfahren. An diesem Zuge erkannte **Sebald** seinen Freund **Hieronymus**, und wollte sogleich fortspringen, und ihn aufsuchen. Das ist nicht nöthig, sagte der alte **Säugling**, wenn es ein artiger und belebter Mann und Ihr Freund ist, so will ich ihn im Wagen abholen lassen. Ja, versetzte **Sebald**, das ist er alles. Ein treuer Freund, der mich und meine Tochter aufnahm, da uns alle Welt verließ, und sich izt um **Marianen** bekümmert. Diesen muß ich nothwendig sprechen und trösten.

Hieronymus welcher glaubete, daß der Erb-Lehn- und Gerichtsherr daselbst, eine Heerde Ochsen gegen eine Bibliothek umsetzen wollte, machte ziemlich große Augen, als man ihn in einen prächtigen Saal führete, und daselbst an die hochzeitliche Tafel

 nöthigte.

nöthigte. Schlafe ich? Habe ich eine Erscheinung? Ist das unsere schöne Mamsell Mariane? Und da! Sind Sie der Herr Magister wirklich? Ich dachte, Sie wären in Berlin? Wo kommen Sie hier her!

Weil der Pastor abgieng, und einem Kranken das Wasser besehen wollte, so konnten diese Fragen vollständig beantwortet werden. **Sebald** vergoß Freudenthränen, und **Hieronymus** auch. Dieser sahe zugleich auf seinen schweren Reitrock, und sagte: wenn ich doch auch ein hochzeitliches Kleid an hätte! Entschuldigen Sie mich, gnädige Frau, gnädiger Herr! ich bin auf der Reise. Wenn doch das Leben ewig währte! Der gastfreye Wirth bat, daß er, bey dieser angenehmen Jahrszeit, etliche Wochen bey ihm bleiben möchte.

Hieronymus, der ohnedem einmal recht ausruhen wollte, nahm die Einladung mit Dank an, und blieb. Der Schweins- und Gänsetransport gieng, unter dem Kommando eines alten Kerls ab, den **Hieronymus** gehandelt hatte, und zum Zeitungsschreiber brauchen wollte.

Da ich mir vorgenommen, lauter wichtige Dinge zu beschreiben, so melde ich nichts von den theuren Gerichten, die hier verzehret wurden. Der Wein floß wie Wasser, und man sagt, daß der Buchhändler alleine ein halbes Dutzend Flaschen ausgezogen habe. Nach Tische wurde Ball gehalten. Se.

Wohl-

Wohlehrwürden, der Pastor Loci, spielete die Violine, **Sebald** den Flügel und **Rambold** den Baß. Da **Hieronymus** Stiefeln anhatte, und ohnedem ein großer Mann war, so tanzte er um desto nachdrüklicher. Nur der junge **Säugling** schlich in Gedanken herum. Sein Vater errieth ihn, sagte beym Kehraus: sey getrost, mein Sohn! nun kömmt die Reihe an dich!

Vierter Abschnitt.

Zwey Tage nach der Hochzeit, bekam der alte Säugling Befehl, nach Hofe zu kommen. Er gieng ab, und hinterließ seinen Kindern die Ermahnung: Macht euch, mit euren Gästen lustig, und gebt meinen Unterthanen einen kleinen Schmaus. Eure Mutter hat sich in der vorigen Nacht nicht recht wohl befunden: sorget für ihre Gesundheit!

Ziehe hin, guter Vater! der Himmel segne deinen Ausgang und Eingang!

Was fehlte denn der blanken Mutter? Je nu, sie hatte einen Anfall von der Milzsucht — von einer Nervenkrankheit, so, wie alle zärtliche Damen, die sich durch jede angenehme oder unangenehme Kleinigkeit, in eine heftige Bewegung setzen lassen. Jedermann that also, was er konnte, das Gleichgewichte ihrer Seele wieder herzustellen. Der Pastor befühlte den Puls, und gab ihr eine Herzstärkung ein; Der Hauptmann schenkte ihr eine Dose von

Berlinischen Porcellan; **Sebald** legte ihr einen Traum aus; **Rambold** und **Hieronymus** erzählten lustige Schwänke; ihr Sohn spielete eine Arie auf dem Klavier, wozu **Mariane** sang: und so wurde diese würdige Dame wieder besser. **Mariane** war itzt ihr Liebling. Kind, sagte sie, bey dieser Gelegenheit, ich lasse Dich nicht wieder weg. Du sollst meinen Sohn, und Alles, was dein Herz wünschet, haben. Komm her, und gieb mir einen Kuß! Diese gute Laune wurde wieder durch einen Zettel von der Frau von **Hohenauf** gestöhret. Hier ist er!

Mon Frere,

Ich werde den 6ten dieses eine Standsperson in Deiner Nachbarschaft besuchen. En passant spreche ich bey Dir ein, und esse eine Suppe mit Dir, und zwar mit Dir ganz alleine. Von den andern Erdenklösen, die um Dich herum sind, laß mir keinen in den Weg kommen. Da ich im strengsten Incognito reise, so verbitte ich alle Solennitäten. Adieu!

Amelie, Baronesse von Hohenauf.

Gegeben auf meinem Sommerpalais — den ꝛc.

Was war hier zu thun? Eine solche große Dame abzuweisen, das gieng nicht an. Sie mußte gehörig empfangen und bewirthet werden, und doch wollte sie niemanden, als ihren Bruder sehen, der

sich

sich nicht da befand. Kurz, die Frau Säugling zerbrach sich den Kopf über dieses feine Manifest. Der Hauptmann bat, daß man ihm die Sache überlassen möchte, und entwarf darauf einen Plan, der auch glücklich ausgeführt wurde.

Den 6ten, Punkt 12 Uhr, langte die Frau von **Hohenauf** in der großen Allee an. Diese machte mit dem Weg, e auf dem sie kam, einen rechten Winkel, folglich konnte sie die Leute, die auf sie warteten, nicht eher sehen, als bis sie schon in der Allee war. Sonst hätte sie gewiß den Kutscher sogleich befohlen, wieder umzuwenden. Nun war es zu spät.

Erst trat der Schulmeister vor, und hielt eine seltsame Rede, die **Rambold** aufgesetzt hatte. Schweig, Kerl! du bist ein Hanswurst! Was wollen die Narren hier? Fahr zu! Umsonst, sie mußte aushalten. Alsdenn gieng der Einzug in folgender Ordnung vor sich. Ich will jede Abtheilung numeriren.

1. Der Schulmeister, in einem langen Mantel zu Pferde.

2. Zwey und dreyßig Jungen auf Steckenpferden.

3. Rambold und der junge Säugling zu Pferde.

4. Ein halbes Schock Bauern zu Fuße. Diese schrien, als wenn sie besessen wären: Es lebe unser Gerichtsherr! Es lebe die Frau v. Hohenauf! Hoch!

5. Eine Bande Musikanten, die auf Violinen, Leyern, Hörnern, Dudelsäcken einen Marsch spielten.

6. Ein Tambour und Pfeifer.

7. Ein Unterofficier u. 12 Mann von der Landmiliz.

8. Hieronymus mit den Degen in der Faust zu Pferde.

9. Zwey Bedienten zu Pferde.

10. Der Wagen, aus welchem die Frau von Hohenauf blitzte und donnerte, ohne daß sich jemand daran kehrete. Fahr zu, du verfluchter Kerl! fahr über alle die Schelme weg! Ja, wenn der arme Teufel gekonnt hätte. Er durfte nicht geschwinder fahren, als es Hieronymus erlaubte. Ganz langsam, wie ein Leichenwagen, wurde die Kutsche von vier Pferden fortgezogen.

11. An jedem Schlage der Karosse vier Mann von der Landmilitz mit Gewehr, die Achtung geben mußten, daß die wütende Dame nicht heraussprang.

12. Zwey Rotten Bauern.

13. Die übrigen Einwohner des Dorfs, männlichen und weiblichen Geschlechts.

Während des Einzugs hörete man alle Glocken läuten, nicht der Frau von **Hohenauf** wegen, sondern weil sie das Fest des folgenden Tages verkündigten.

Der Zug gieng gerade zum Schloßhofe hinein, und viermal auf demselben herum. Endlich befahl **Hieronymus**, daß der Kutscher halten sollte, stieg ab, öffnete den Schlag, und wollte der gnädigen Frau die Hand reichen. Da sie ihm aber in die Peruque fuhr, so mußte er wieder abziehen.

Darauf näherte sich **Sebald**, der schon hundert

seiner besten Knixe gemacht, und wollte sie heraus heben, allein er kam eben so schlimm an. Auch **Rambold** richtete nichts aus, sondern sie schrie: geht mir aus den Augen, ihr Schurken! Kutscher, wend um! fahr mich nach Hause! ich bin des Todes; hier in dem Tollhause mag ich nicht sterben. Gnädige Frau, fieng endlich **Hieronymus** an, ich bitte unterthänig, steigen Sie aus! Sie befinden sich nicht wohl, man sieht es Ihnen recht an. Ist etwa beym Einzuge ein Fehler vorgefallen, so bitte ich Sie um Verzeihung. Freylich, wenn wir mehr Mannschaft gehabt, so hätte er glänzender seyn sollen. Wir thaten indessen, was wir konnten. Ein andermal solls besser werden. Keine Antwort.

Wo ist der alte **Säugling**? Er soll gleich herkommen!

Der ist nicht hier; er ist verreiset.

Verreiset? das laß ich mir nicht aufbürden.

Nach Belieben.

Gut, mit euch hab ich nichts zu thun. Kerl, wend um! hörst du nicht?

Wenn Sie uns ja nicht zum Handkusse lassen, sondern gleich wieder fort wollen, so muß ich den Auszug besorgen, sagte **Rambold**, setzte sich wieder zu Pferde, zog vom Leder, ritt vor die Fronte der Leute, die er in drey Glieder gestellet, und ließ sie in Züge schwenken; Der Schulmeister brachte die Avantgarde in Ordnung; das Spiel wurde gerührt, ein

ein Marsch geblasen, und nun sollte es fortgehen, als die arme Frau ohnmächtig in die Arme ihrer Zofe sank.

Hieronymus und **Sebald** packten sie also an, trugen sie die Treppe hinauf in den großen Saal, und setzten sie auf einen Sopha. Eine Prise Tobak ermunterte sie wieder.

Nun gieng der Lärm wieder an. Sie erblickte das Porträt ihres Vaters, womit ein dankbarer Sohn den Saal gezieret hatte, und wandte ihr Angesicht mit Mißfallen von ihm. Noch weniger gefielen ihr die Lebendigen, die um sie herum standen. Welcher — Gott sey bey uns! hat mich hierher getragen? Bist du es gewesen dort, (zu Sebalden) alter Thomas Münzer? **Sebald** glaubete, daß sie den Verstand verlohren habe, und schwieg. **Hieronymus** war so geduldig nicht, sondern sagte ihr gerade heraus: Sie wissen nicht, gnädige Frau, was Sie reden, noch was Sie wollen. Wir geben uns alle Mühe, Sie, Ihrem Stande gemäß, zu bedienen, und gleichwohl führen Sie sich unartig auf, und lästern uns sogar. Wären Sie auch eine Fürstin, so hätten wir Sie nicht besser beneventiren können. Meine Frau dürften Sie nicht seyn! ich wollte Ihnen sonst —. Wie, du Unverschämter, du unterstehest dich, einer adlichen Dame solche Grobheiten ins Gesicht zu sagen? Warte, ich will Dich Mores lehren! Sie auf, er fort, that als

wenn

wenn er sich fürchtete, und ließ sich von ihr so lange auf dem Saale herum treiben, bis sie für Müdigkeit die Jagd einstellen mußte. **Hieronymus** lief nicht, sondern er hüpfte nur, machte noch andere komische Posituren, rief um Hülfe, und setzte sie dadurch in die äusserste Wuth. Indem wurde sie den jungen **Säugling** gewahr. Wo ist dein Vater, Bursch? Laß ihn gleich herkommen!

Mein Vater ist nicht hier, sondern am Hofe. Ihr Herr Papa hängt hier an der Wand. Erlauben Sie, gnädige Frau Tante, daß ich Ihnen den Rock küssen darf.

Ich, eure Tante? ich mag keinen Narren zum Neffen haben. Euer Vater ist ein grober Mann, reißt weg, und wußte doch daß ich kommen wollte.

Mein Vater war bereits fort, als wir Ihren Brief erhielten. Er wird es sehr bedauern, daß — weiter konnte sie nicht mit ihm reden; denn der Hauptmann brachte seine Frau und Schwester geführt, die sich mit vieler Ehrerbietung vor ihr neigten. Hier war alle Höflichkeit umsonst. Die Frau von **Hohenauf** wurde nur immer mehr aufgebracht, zumal da sie **Marianen** sahe. Was machst du hier, Ding? Gleich gehe mir aus den Augen!

Madam, fieng der Hauptmann an, es ist meine Schwester, und die Braut meines Schwagers, und ich werde es nicht leiden, daß Sie ihr unanständig begegnen. Man hat Ihnen bey Ihrem Einzuge

mehr Ehre erwiesen, als Sie verdienen, und dennoch führen Sie sich noch immer auf eine pöbelhafte Art auf. Wer sind Sie, daß Sie sich so viel herausnehmen dürfen?

Ob sie gleich das edle Ansehen, und zumal die großen, schwarzen, feurigen Augen des Officiers schreckten, so konnte sie doch nicht unterlassen, ihm zu drohen, ihr Gemahl sollte sie rächen. Gut, lassen Sie ihn nur kommen! wir wollen schon mit einander fertig werden. Worüber wollen Sie sich aber bey ihm beschweren? Daß Sie mit vielem Pracht eingeholet worden sind? Thun Sie es, wenn Sie sich lächerlich machen wollen. Izt sehe ich Sie noch immer, als die Schwester meines Herrn Schwiegervaters an, sonst würde ich mit Ihnen aus einem andern Tone reden.

Hieronymus gab sein Sentiment auch dazu. Wir haben, sagte er, im Ceremoniel etwas versehen, und das hat die gnädige Frau verdrossen. Der Schulmeister hätte mit seinen Kindern einen Choral vor der Kutsche singen, und hernach erst die Rede halten sollen, und das ist, leider, nicht geschehen. Sonst aber, mein lieber Herr Hauptmann, will ich sehr bitten, daß Sie sich mit dem Herrn von **Hohenauf** in keinen Zweykampf einlassen, denn er ist ein tapferer Ritter, und einer seiner Ahnen hat den Ritter St. Lindwurm erstochen. Er fürchtet sich vor keinem Menschen, als vor seiner

Frau

Frau Liebste, wenn sie ungnädig ist und ihn vom Tische und Bette removiren will. Ists aber ja Gottes Wille, daß sich ein Streit erheben solle, so nehmen Sie mich, als Waffenträger, mit.

Länger konnte es die Frau von **Hohenauf** nicht ausstehen. Sie fuhr auf, warf auf jede anwesende Person einen grimmigen Blick, und zumal auf **Marianen**, die, wie eine Grazie, lächelte, und zugleich an die vorigen Zeiten dachte, und ließ sich von ihren Bedienten, die sich indessen einen ziemlichen Rausch getrunken, in die Kutsche heben. **Hieronymus**, der sie noch zuletzt ängstigen wollte, rief, daß man den Schulmeister wieder aufsitzen, die Glocken läuten, und der gnädigen Frau die Soldaten und Bauern zur Bedeckung mitgeben sollte; und dadurch wurde sie so mürbe gemacht, daß sie ihn mit Thränen bat, sie nicht weiter zu kränken. Ihre Reise zu der Standesperson unterblieb, weil sie befürchtete, daß der Ruf von ihrem lächerlichen Einzuge, sich bereits bis dorthin verbreitet haben möchte. Sie kehrete zu ihrem Manne zurück, klagte ihre Noth, und schwur, daß sie — ich will das Papier nicht damit beflecken. Ihr unerträglicher Stolz, ihre Grobheit verdieneten bestraft zu werden, und zwar in Gegenwart einer Person, der sie vorher so verächtlich begegnet hatte.

Fünfter Abschnitt.

Hieronymus, der seine Person sehr gut gespie-

let, nahm Abschied. Ihm folgten seine Wagen, davon der eine mit lauter Büchern wieder beladen war. Sein Zug gieng, nach vielen Umschweifen, mit Fleiß durch das Dorf, das **Sebald** und **Tuffelius**, obwohl auf verschiedene Art, bekannt gemacht hatten. Er setzte daselbst 50 Pfund Wasserquellen, Kubache, Kreuzschulen und Hausandachten, gegen Hüner und Gänse ab, und wohnete zugleich einer ausserordentlichen Versammlung der Gemeine in der Kirche bey. Es ist bereits oben gemeldet worden, daß die Bauern ihren alten **Sebald** wieder zum Prediger haben wollten, und dieserwegen bey dem Konsistorium um ihn angehalten hatten. Dieses Kollegium legte das Bittschreiben bey Seite, und würdigte sie keiner Antwort. Hingegen gab man **Tuffeln** den Rath, nicht zu weichen, noch zu wanken, sondern sich vielmehr alle mögliche Mühe zu geben, die geärgerte und aufgebrachte Gemeine zu besänftigen und wieder zu gewinnen. Vergiebt ihm diese seine Sünde, dachte **Stauzius**, so kann der Absetzungsbefehl widerrufen werden. **Tuffelius** gieng also rund herum, bat demüthig um Verzeihung seines Fehlers, versprach Besserung, wollte das Beichtgeld erlassen, keine Sünde mehr strafen, und der Kirche einen Klingelsack schenken. Die vornehmsten Bauern bat er zu Gaste, und suchte sie, bey einem Glas Wein, auf gute Gedanken zu bringen. Einige schlugen die

Einladung ab; andere tranken sich satt, wischten das Maul und giengen davon. Der Schultze, der Amts wegen der gröbste und verständigste Mann im Dorfe war, sagte: das Ding hängt nicht recht zusammen. Erst wollte der Pfaffe schwören, daß er die Schulmeisterin nicht gekapt habe, und nun spricht er doch, wir sollten ihm seinen Bock nicht zurechnen. Bessern will er sich? das sind faule Fische! Er will das Beichtgeld abschaffen, und das darf er nicht. Es ist ein Stück der Besoldung, und er kann seinem Nachfolger nichts vergeben. Das Strafamt kann er ohnedem nicht mehr treiben. Hohl der — ihn und seinen Klingelsack. Aus eben dem Tone sprachen seine Brüder und Freunde, und zwar so laut, daß **Tuffelius** nothwendig etwas davon hören mußte. Er schrieb daher an seinen Schwiegervater, und bat, daß er selbst kommen und die halsstarrigen Bauern durch seine Beredsamkeit bekehren möchte. Dieser kam auch, ließ die Glocken läuten, die Heerde versammeln, und forschte in der Geschwindigkeit, wie weit sich die Profektus der Schafe und Lämmer erstrekten. Dergleichen Revüe nennt man dort eine Kirchenvisitation. **Stautzius** endigte sie mit folgenden Worten: Habt ihr, meine Freunde, noch einige fromme Wünsche, so sagt an! Die, welche Ehre zu reden hatten, baten um einen frommen Pastor, um den ehrlichen **Sebaldus Nothanker.**

Ueber diese Antwort ärgerte sich der Superintendent, daß sein dunkelrothes Gesichte so schwarz, wie sein Rock, wurde. Gleichwohl mäßigte er sich, und fuhr fort: Ich weiß, was in diesen Tagen geschehen ist. Ihr seyd Schaafe, die keinen Hirten haben; ihr könnt ihn aber wieder bekommen, so bald ihr wollt.

Das thun wir ja; geben Sie uns den Herrn Magister Nothanker wieder; und wenn das nicht bald geschiehet, so werden wir uns dieserwegen an die Hochfürstl. Landesherrschaft wenden.

Nein, Freunde, das ist kein Lehrer für euch! Soll er euch etwa die noch übrige junge Mannschaft zum Dorfe hinaus predigen, und Unkraut unter den Waizen säen? Hätte man nach der Gerechtigkeit mit ihm verfahren wollen, so hätte man ihn, als einen Ketzer, verbrennen müssen. An mir lag es nicht, daß es nicht geschehen ist. Doch er wird seinem Richter nicht entlaufen, wenn er gleich izt das Land durchstreichet, und des Teufels Reich vermehret. Behaltet den würdigen und treuen Knecht des Herrn, den ihr bereits habt, und beschützt ihn wieder die List und Bosheit seiner Feinde. Das Herz würde ihm brechen, wenn er von euch ziehen sollte. Vielleicht ist er deswegen auf eine kurze Zeit von euch genommen, damit ihr ihn hernach desto mehr liebet. Ich frage euch also, ihr Aeltesten und Väter, vor dem Angesichte der ganzen Gemeine:

Wollt

Wollt ihr gegenwärtigen Herrn M. **Zebedäus Tuffelius**, meinen werthgeschätzten Eidam fernerhin, als euren Lehrer, lieben, ehren und gehorsam seyn?

Nein, weg mit ihm! Den M. **Nothanker** wollen wir wieder haben.

So schüttele ich dann den Staub von meinen Füßen, und rufe das Wehe über euch und eure Kinder. Auf euch ruhe mein Fluch! Der Herr schelte auch den Satan, (er warf einen grimmigen Blick auf den guten Hieronymus) der euch zu verführen sucht, und mir und den Meinigen wiederstehet! **Hieronymus** mochte das Ende nicht abwarten, sondern gieng zum Tempel hinaus, und sagte nachher einigen Bauern, wo **Sebald** anzutreffen sey.

Auf die Visitation der Kirche, folgt sonst allemal ein fetter Schmaus, und es würde auch hier hoch her gegangen seyn, wenn der Superintendent mit den Bauern, und die Bauern mit dem Superintendent zufrieden gewesen wären. Dieser ließ sich zehen Thaler für die Mahlzeit, und eben so viel für seine Mühe zahlen, tröstete **Tuffeln** nebst seiner **Ursel** löbelich, und fuhr sehr spät nach Hause.

Hieronymus blieb die Nacht über noch da, und erzählete den neugierigen Bauern so viel Schönes von dem alten **Sebaldus**, daß sie die Mäuler schrecklich darüber aufsperreten. Hört, ihr Herren, laßt euch sagen, fieng er etwa an, **Sebald** ist gar nicht mehr

Sebald, sondern ein Staatsmann, der sich in Sammet und Seide kleidet, und alle Tage Schnepfendreck und Austern speiset. Sein Sohn ist, deucht mich, General, und seine Tochter wird nächstens eine Frau von — oh! wie heißt er doch! der Name ist mir entfallen. — Kurz, sie wird eine große gnädige Frau werden. Deswegen aber ziehet er doch wieder zu euch, wenn ihr ihn darum bittet, wenn der Herzog will, das Konsistorium keine Einwendungen macht, und der liebe Gott seinen Segen darzu giebt. Wißt ihr was, ihr lieben Leute, schickt einen Bothen fort, ich will ihm einen Brief mit geben, dann könnt ihr gleich hören, was er thun und lassen will.

Dieß geschahe, und der Bauer, in dessen Hütte **Wilhelmine** ehedem starb, freuete sich, daß ihm die Gesandschaft aufgetragen wurde.

Mit Anbruch des Tages machte sich auch **Hieronymus** auf den Weg, und ritt nach der Residenz zu. Als er mitten im Walde war, hörete er ein fürchterliches Brüllen, und stutzte ein wenig. Einer seiner Knechte sagte, es sind Hirsche, wir haben itzt die Brunstzeit. Nein, meynete der Andere, es ist der wilde Jäger und sein Heer. Und ihr seyd beyde Narren, versetzte **Hieronymus**, ich will hin, und zusehen was es giebt. Höret ihr einen Schuß, so laßt das Geschirre stehen, und kommt mir zu Hülfe. Kaum war er hundert Schritt durch

Bäume

Bäume und dicke Büsche fort geritten, so fand er drey nackende und mit Baststricken gebundene Männer, die ihn um Gottes Willen baten, sie aus dem Rachen des Todes und der Hölle zu erlösen. Entsetzlicher Anblick! **Stauzius**, der Konsistorialbote, und der Kutscher waren die Unglücklichen, die er von den Banden befreyen sollte. Eine Rotte Zigeuner hatte sie überfallen, ausgezogen, ausgeplündert und hieher gebracht. Wo ist denn die Kutsche geblieben, Herr Generalsuperintendent? Was ich nicht weiß? machen Sie mich nur los, damit ich nicht hier am Baume sterbe!

Der großmüthige Buchhändler schnitt die Stricke entzwey, setzte den Superintendent aufs Pferd, brachte ihn nebst den Andern, die auf Händen und Füßen hinterher giengen, zu seinem Wagen, steckte sie in Kasten und ließ sie nach der Stadt zu fahren. **Stauzius** sang sehr andächtig im Kasten: So fahre fort, und schone dort, und laß mich hier wohl büßen; Worte aus einem Gesange der Kirche, wenn ich nicht irre. Im Thore hatte der Buchhändler einen ziemlich scharfen Wortwechsel mit dem Visitator. Dieser ließ nicht eher nach, bis die Kasten geöfnet und ihm die Thiere gezeigt wurden. Wie? Was? Drey Männer hier, ohne alle Bedeckung? Mich deucht, den Dickkopf sollte ich kennen! Es sind doch nicht etwa Spione, die Land und Leute verrathen wollen? Herr **Hieronymus**, nehmen

Sie sich in acht! ich muß mein Amt verwalten, und mein Gewissen bewahren; Sie kommen schlimm an.

Thut, was ihr nicht lassen könnt! es wird sich schon schicken. Fahr zu Peter!

Der Ruf breitete sich sogleich aus, daß **Hieronymus** einen großen Bavian, ein Nasenhorn und eine Meerkatze bey sich habe, und fürs Geld sehen lassen wolle. Es entstand ein Laufen und Rennen von Leuten, daß man kaum durchkommen konnte. Himmel, wie verwunderte sich Frau **Stautz**, als **Hieronymus** abladen ließ und auspackte! Eine Börse voll Dukaten, Pferde und Wagen — Kirchengut, waren fort, und ihr Mann, so wie er vom Mutterleibe kam, (die Peruque, die ihm die Zigeuner gelassen, ausgenommen) halb todt in einem Kasten! Welche traurige Zufälle! Sey getrost, meine liebe **Ursula**! predigte **Stautz** zum Kasten heraus. Es sind Fatalitäten, die den Frommen oft begegnen, und wodurch sie geprüft und geläutert werden. Sorge nur, daß ich mit Manier heraus und zu Bette gebracht werde. Hände und Füße sind mir geschwollen, und ich leide unglaubliche Schmerzen. Wir wollen zu Gott beten, daß er die Bösewichter, die mich so übel zugerichtet, zerschmettern möge. Wer weiß, ob es nicht geschwärzte Bauern waren, die — doch ich will nicht richten.

Stautz ließ hierauf dem Präsidenten seine Zurückkunft melden, und erhielt einen Besuch von ihm.

Das Gespräch fiel sogleich auf die Zigeuner, den verwirrten **Tuffelius**, die Bauern, und **Sebalden**. Bin ich nicht ein unglücklicher Mann? sagte **Stautz**. Mein Schwiegersohn ist abgesetzt; die Bauern sind Schlingel, und wollen ihn nicht wieder annehmen, sondern dringen auf **Sebalden**. Und nun das Schlimmste: die Zigeuner — auf Gottes Erdboden ist noch kein Generalsuperintendent so gemißhandelt worden, als wie ich. Die Zigeuner haben mich rein ausgeplündert.

In Städten und Dörfern sollte die Sturmglocke läuten, jeder rechtschaffene Christ sollte den Spitzbuben zu Pferde oder zu Fuße nachsetzen, und nicht eher ruhen, als bis sie ertappt und bestraft worden wären. Ein Kirchenraub. Herr Präsident, welches Verbrechen! O Gott, womit habe ich dergleichen harte Züchtigung verdienet? War ich nicht auf gutem Wege? Suchte ich nicht bey der Visitation deine Ehre und das ewige Wohl einer ganzen Gemeine? Fast muß ich glauben, wir Menschen führen uns nicht selbst, sondern bösen Geistern ist die Macht über uns gelassen, daß sie ihren höllischen Muthwillen an unserm Verderben üben. Was sagen Sie dazu, Herr Präsident? Der Zufall ist seltsam, und man könnte eine schöne Romanze daraus machen, wenn man Lust hätte. Izt wollen wir nur darauf bedacht seyn, daß wir Ihrem Herrn Schwiegersohne helfen. Muß er doch nicht eben dort bleiben! Es

giebt ja noch andere und bessere Stellen im Lande. Was fangen wir aber an, wenn die Gemeine bey Serenissimo einkömmt und um **Nothanker** anhält? Der darf nicht wieder empor kommen! ich hasse ihn, und werde ihn ewig hassen; ja nun desto mehr, da er sich über mein Unglück freuen wird. Denken Sie nur! **Hieronymus** ein vertrauter Freund des Ketzers, machte mich los, steckte mich, wie ein Murmelthier in einen Kasten, welcher nach lauter Schweinen roch, und — Himmel, welche Schmach, welche Schande für mich! Dieser Buchhändler, der wie ein Jude schachert, wird nicht ermangeln, **Nothankern** Nachricht davon zu geben, und mich lächerlich zu machen: allein ich will ihn bezahlen.

Der Präsident lobete **Stautzens** christlichen Entschluß, wünschte daß ihn Gott, zum Besten der ganzen Kirche, noch viele Jahre erhalten möchte, und empfahl sich seiner Freundschaft und seinem Gebete.

Sechster Abschnitt.

Stautz hatte Recht, **Sebald** erfuhr alles; aber er lachte nicht darüber, sondern zuckte mitleidig die Achseln. Er und sein Sohn berathschlagten sich über den Brief des Buchhändlers, das Verlangen der Gemeine, das Unglück des Superintendenten, und noch andere wichtige Dinge. Es giebt Leser, die alles recht umständlich wissen wollen, und denen

zu Gefallen setze ich die Unterredung des **Sebaldus** und des Hauptmanns von A** hierher.

Der Hauptmann. Sie wollen also Ihren vorigen Dienst nicht wieder annehmen?

Sebald. Kann ich denn? Darf ich denn? Die Bauern haben um mich angehalten; treue gute Leute! ja, wenn sie das Patronat hätten. Das Konsistorium würdiget sie nicht einmal einer Antwort. Gesetzt der Fürst, der sich doch gar nicht um dergleichen Sachen bekümmert, nähme sich meiner an, so würden meine erklärten Feinde sagen: er ist ein offenbarer Ketzer, er muß erst seine Grundirrthümer wiederrufen, und die symbolischen Bücher von neuem beschwören; das kann ich nicht.

Der Hauptmann. Was halten Sie von den symbolischen Büchern?

Sebald. Ich halte sie für gut, in wie fern sie mit der Bibel übereinkommen. Die Verfasser derselben waren Menschen, sie konnten irren, und irreten wirklich in verschiedenen Dingen. Eigentlich brauchen wir in unserer Kirche gar keine symbolischen Bücher, weil unsere Religion nach menschlichen Einfällen nicht bestimmt werden kann, sondern unsere Norm ist die Bibel, worauf sich auch Luther und Kalvin beriefen. So bald wir zum Beweis eines Satzes, ein symbolisches Buch anführen, so bald hören wir auf Protestanten zu seyn, nehmen die Manieren des Pabstthums an, und befördern

die

die Fortdauer der theologischen Streitigkeiten, weil eine jede Parthey die heilige Schrift darnach erkläret. Daher man von vielen Stellen voraus wissen kann, wie sie werden ausgelegt werden, so bald man weiß, zu welcher der Ausleger gehöret. Glaubest du denn, daß die Lehren des Arminius, nach der Synode von Dordrecht, in der reformirten Kirche nicht mehr im Schwange gehen. Stärker, als vorhin, und die verschiedenen Meinungen, welche durch das Konkordienbuch unterdruckt werden sollen, finden sich noch itzt eben so häufig, wo nicht häufiger, in der lutherischen Kirche, als ehedem. Folglich dämpfen sie in theologischen Streitigkeiten das Feuer nicht, sondern sie blasen es nur an. Eine entscheidende Kraft haben sie ohnedem nicht. Wir haben in Glaubenssachen nur eine Richtschnur, und diese ist die heilige Schrift.

Der Hauptmann. Ich habe über dergleichen Dinge niemals viel gedacht, man lehrte mich aber, daß die symbolischen Bücher, als Unterscheidungszeichen, nothwendig wären.

Sebald. Auch dieses nicht: denn wir Protestanten sind von den übrigen christlichen Partheyen genug unterschieden, machen im Grunde eine Parthey aus, und gehen in den Grundartikeln des Glaubens nicht von einander ab. Wir sind wahre Brüder, ob wir gleich einander nicht umarmen wollen. Um der Socinianer willen, brauchen wir auch keine

symbo=

symbolischen Bücher. Nicht die Bibel, sondern die bloße Vernunft ist die Norm ihres Glaubens. Indessen bleibt das augsburgische Bekenntniß, ein verehrungswürdiges Denkmahl der ersten Bekenner von ihrem Glauben, welches sie nach dem Triebe ihres Gewissens abgelegt haben. Melanchthon, der dabey die Feder führete, war sehr vorsichtig. Er erkläret die guten Werke für nothwendig, wegen des göttlichen Willens; da hingegen andere uns einen Himmel ohne Tugend versprechen, und uns den Weg zur Seligkeit sehr leicht machen.

Der Hauptmann. Gehöret etwa **Stauzius** zu den Leztern?

Sebald. Nein, dieser dringet auf gute Werke; nur Schade, daß seine guten Werke eigentlich Laster, Schwachheiten und Scheintugenden sind. Meine Seele komme nicht in seinen Rath!

Der Hauptmann. Sagen Sie nur, wer den Kerl zum Superintendenten gemacht hat.

Sebald. Seine Frau.

Der Hauptmann. Seine Frau? das gefällt mir! Unter den Soldaten herrscht diese Sünde nicht, so wie viele andere; denn jeder Stand hat seine eigenthümlichen Fehler, seine Erbsünde, wenn anders dieses angebohrne Uebel wirklich existiret.

Sebald. In unsern theologischen Kompendien existiret es. Man macht den alten Adam zum Repräsentanten des ganzen menschlichen Geschlechts,

ohne,

ohne, daß du, ich, die Leute in Patagonien ihn dazu erwählet. Er war, sagt man, Gott ähnlich; folglich hatte er mehr Verstand als wir, und einen heiligen Willen: warum sollen wir seine Missethat tragen, wir arme Sünder, die wir kaum eine Metaphysik schreiben, und die Offenbarung Johannes sehr selten auslegen können. Unter den Menschenkindern würde gewiß eins gewesen seyn, das weder eine Schlange noch ein Rabulist verführet hätte. Wo blieben wir?

Der Hauptmann. Beym Dienste, den Sie nicht annehmen wollen.

Sebald. Sage lieber, nicht annehmen können. Die Hälfte meiner Tage ist dahin, und ich fühle meine Jahre. Ehedem hatte ich Kraft und Stärke, aus jedem Tone zu predigen; izt muß ich nur fistuliren. Deine Mutter, meine Wilhelmine lebt nicht mehr, und ohne Frau kann ich mein Amt nicht verwalten, auch keine Wirthschaft treiben. Für mich war nur eine Wilhelmine in der Welt. Requiescat in pace! Wir wurden mit einander alt, und sie würde noch leben, wenn keine **Stautze**, keine Präsidenten tobeten.

Der Hauptmann. Kennen Sie das Frauenzimmer, das Ihnen in Berlin die Augen zuhielt?

Sebald. Als eine Närrin kenne ich sie.

Der Hauptmann. Wenn eine Närrin Geld hat, so fehlt es ihr nie am Verstande.

Sebald.

Sebald. Mir aber würde die Geduld fehlen, sie zu ertragen. Wir kommen wieder ab. Ich mag keinen Dienst, keine Frau, sondern will, als ein Philosoph, leben und sterben. Der Vorschlag Deines Schwiegervaters gefällt mir.

Der Hauptmann. Was will denn der?

Sebald. Ich soll seinen Sohn auf Reisen begleiten. Wir gehen durch Deutschland, Frankreich und Italien, und ich rathe seinem Gewissen. Er muß **Marianen** treu bleiben, und **Rambold** ist zu geschmeidig, zu nachgebend, als daß er die Variationen eines jungen Menschen nicht billigen, nicht unterstützen sollte.

Der Hauptmann. Kleine Ausschweifungen schaden der Liebe nicht.

Sebald. Allerdings! So unschuldig, wie **Mariane** ist, muß auch ihr Bräutigam seyn. Alsdenn möchte ich auch alle große Männer kennen lernen, welche die Apokalypse verstehen, und mir noch ein Eklairsissement darüber geben können. Diese werde ich besonders in allen Provinzen aufsuchen, und mich mit ihnen über die Dinge, die noch kommen sollen, unterreden. Einige Stellen davon verstehen sie, und einige davon ich nicht. Es giebt auch noch andere, die weder sie, noch ich verstehen, und woran man seinen Verstand üben kann. Komme ich glücklich zurück, so ziehe ich zu Deiner Schwester, und bey der will ich auch sterben.

Der

Der Hauptmann. Damit hats noch Zeit. Vorher, Papa, müssen Sie bey mir und Marianen Gevatter stehen, und nach meinem Wunsche, über hundert Jahr alt werden.

Sebald. Das wäre zu viel für mich. Man fällt sich in einem hohen Alter selbst zur Last, und findet an den Dingen, die uns sonst vergnügten, keinen Geschmack mehr. Je länger hier, desto später dort.

Der Hauptmann. Ich scheue den Tod nicht, wünsche ihn aber auch nicht, und nunmehr ist mir das Leben schätzbarer, als vorher. Wer weiß, ob ich in einer Schlacht nicht ein wenig —

Sebald. Verleihe uns Frieden gnädiglich! wollen wir beten.

Der Hauptmann. Ja, ja, Fried und gut Regiment sind ein paar unvergleichliche Dinge. Das letztere werde ich so bald noch nicht bekommen. Was liegt daran. Ein junger Kapitain kann sich lustiger machen, als ein alter General.

Was Vater und Sohn noch weiter mit einander sprachen, wird der Leser wohl nicht wissen wollen. Es waren Kleinigkeiten. Izt aber wollen wir ganz andere Dinge erzählen, oder vielmehr erzählen lassen, und zwar von der Frau v. Hohenauf. Katharine mag auftreten, und in ihrem Styl von dieser großen Dame reden. Eigentlich ist es ein Brief, den sie an Ramboldèn geschrieben, und dieser gab sich die Mühe und verbesserte ihn ein wenig, wie der denkende Leser so gleich sehen wird.

Siebenter Abschnitt.

Was in aller Welt, mein trauter Rambold, habt ihr mit der gnädigen Frau vorgehabt? Das war dir ein Specktakel, wie sie ankam! Du wirst es am besten wissen, denn du bist dabey gewesen, und sie hieß dich einen Spitzbuben, und dergleichen Ehrentitel gab sie auch andern Personen, die ich noch nie habe nennen hören. Gott sey mir gnädig! ich dachte, das Haus würde einfallen, so fluchte sie. Der gnädige Herr soll sich, was weiß ichs, mit wem, herumschiessen; und da wirds scharf hergehen. Wenn du es nur nicht etwa bist, mit dem er Kugeln wechseln will. Du must mich rächen, schrie sie, oder ich lasse mich von dir scheiden, und sterbe. Wie, du sagest nichts? Du willst den Schimpf auf mir und dir sitzen lassen? Hätte ich nur Hosen an, du altes Weib, so würde ich Den und Jenen gleich herausfordern.

Wen soll ich denn herausfordern, warum soll ich ihn herausfordern? So frägt er noch immer, ohne sich zu etwas zu entschliessen, ohne, daß er Pistolen und Degen hervor sucht, und ihren Feinden den Krieg ankündiget. Mir ist bange, wenn ich an die schrecklichen Folgen denke, die ein Zweykampf zwischen dir und einer jeden andern Person, und dem gnädigen Herrn, nach sich ziehen könnte. So eben vernehme ich, daß er einen Bedienten zu Pferde an den Vater des jungen Säuglings absendet; den wird er doch den

Hals nicht brechen wollen? Mag er doch! wenn nur der Deinige nicht in Gefahr kömmt.

Katharina hatte nicht recht gehöret: Vater **Säuglingen** wurde der Krieg angekündiget, und wer es nicht glauben will, der lese den Vehdebrief.

Meine Frau ist bey Ihnen, Herr Schwager, sehr unanständig begegnet worden. Sie mögen nun zu Hause oder abwesend gewesen seyn, so halte ich mich an Sie, und Sie sollen mir dieserwegen Satisfaction geben. Ich erwarte Sie also auf der Grenze, und zwar mit geladenen Pistolen. Ich werde nur einen Bedienten mitbringen. Nehmen Sie von den Ihrigen Abschied!

Säugling, der weiter nichts wußte, als daß man seiner Schwester alle Ehre angethan, erstaunte über die Herausforderung, und hielt mit seiner Frau und seinem Schwiegersohn einen geheimen Rath. Als ein angesehener Kaufmann, als ein Landsstand, als ein neugebackener Kavalier mußte er die Ausforderung annehmen, ob es ihm gleich sehr verdrießlich fiel, Mord und Todschlag zu begehen. Der Hauptmann war sein Tröster, und dieser fand Mittel, daß die Versuchung so ein Ende gewann, daß es beyde Theile ertragen konnten. Ich bin dabey, sagte er, und lade die Pistolen. Nur frisch heraus ins Feld! **Rambold** mag zusehen; eine Komödie spielen wir gewiß. Die wurde auch gespielet, obgleich nicht auf die Art, wie sie der Hauptmann aufführen lassen

wollte.

wollte. Seine Absicht war — doch ich will die Unterredung der großen Helden lieber einschalten, und wenn der Dialog nicht recht zusammen hängt, so ist die Furcht daran Schuld. Haut für Haut, und alles was ein reicher Mann hat, läßt er für sein Leben.

Der gestrenge Junker von Hohenauf war bereits auf dem Kampfplatze, als sein Gegner erschien. Blaß, wie der Tod, sahen beyde aus, und der Hauptmann, der in vielen Schlachten sein Leben gewagt hatte, mußte über die traurige Gestalt der tapfern Ritter lächeln. Es ist eine Lust, Leute fechten zu sehen, die das Handwerk verstehen; allein, weit größer ist das Vergnügen, wenn man Furchtsame aufmarschiren siehet. Hier ist ein Beyspiel, eins der merkwürdigsten in unserm Sekulum. Herr von Hohenauf war ausserordentlich korpulent, wie etwa eine allgemeine Welthistorie, oder ein Korpus Juris ist. Der Hauptmann, der Unrath vermuthete, bat, daß er sich entkleiden möchte.

Er machte lächerliche Einwendungen. Bald wollte er nicht aus der Transpiration kommen, bald schämte er sich, in unsrer Gegenwart die Weste aufzuknöpfen. Endlich, nachdem sein Bedienter ins nächste Dorf, nach einem Wundarzte geschickt war, mußte er dennoch; und siehe da! auf der Brust lag etwa ein Ballen graues Papier und zwey dicke Pelzmützen, so, daß wol keine Kanonenkugel durchgegangen wäre. Was sagte denn der Herr von Hohenauf dazu?

Im Kriege gelten alle Vortheile, und bey der schweren Reuterey trägt man einen Küraß. Unsere Väter waren ja vom Kopf bis auf dem Fuß geharnischt, wenn sie in Streit zogen: warum wollen Sie mir es übel nehmen, daß ich mich nur ein wenig veste gemacht habe?

Der **Hauptmann**. Diese Entschuldigung ließ sich hören, wenn Ihr Gegner gleichfalls in Pelz und Papier eingepackt wäre; allein Sie sehen, daß er weiter nichts, als seine Kleider an hat. Unrühmliche Vortheile gelten also im Kriege nicht, wie Sie glauben. Sind Ihre Pistolen etwa mit Glaskugeln oder gehackten Eisen geladen?

Herr **von Hohenauf**. Nein, sondern mit Bleykugeln.

Der **Hauptmann**. Ich werde sie losschiessen und frisch laden.

Herr **von Hohenauf**. Das können Sie.

Als der Hauptmann den Hahn aufzog, druckten beyde Helden die Augen zu, und da es knallte, fuhren sie schrecklich zusammen.

Nun wurde also wieder geladen, und — ach, fing Herr **von Hohenauf** an, sagen Sie mir, Herr Schwager, warum wir uns einander umbringen wollen?

Säugling. Das müssen Sie am besten wissen. Haben Sie mich nicht herausgefordert?

Herr **von Hohenauf**. Mußte ich denn nicht!

Meine

Meine Frau ließ mir ehe keine Ruhe, bis ichs that. Sagen Sie mir nur, was Sie ihr gethan haben?

Säugling. Ich bin gar nicht zu Hause gewesen, und meine Leute haben ihr, wie ich höre, alle Ehre erzeiget.

Der **Hauptmann**. Ja, das will ich beschwören, und Herr **Rambold**, der mit aufzog, kann es auch. Sie ist eine empfindliche Dame, und noch etwas mehr. Meiner Schwester und uns allen hat sie sehr unanständig begegnet. Wir sind beleidiget, und sie nicht.

Herr **von Hohenauf**. Sie giebt vor, Sie hätten sie lächerlich machen wollen.

Rambold. Woraus kann sie das schliessen?

Herr **von Hohenauf**. Aus der Rede, die der Schulmeister gehalten, und aus der Musik, so wie aus allen übrigen Anstalten.

Rambold. Ey, die Rede war herrlich, und die Musik so gut, als man sie auf dem Dorfe haben kann. Sollten wir denn etwa Ihrer Frau Gemahlin wegen eine Bande Virtuosen aus Italien verschreiben? So weit erstreckt sich unsere christliche Liebe nicht. Ihnen, mein lieber Herr **von Hohenauf**, würden die angestellten Solennitäten gewiß gefallen haben. Ewig Schade, daß Sie nicht mitkamen.

Herr **von Hohenauf**. Was soll ich anfangen? Vertrage ich mich mit Ihnen, Herr Schwager, so

läßt mich meine Frau nicht vor die Augen. Begehe ich einen Mord, oder werde erschossen, so —

Der **Hauptmann.** Nicht alle Kugeln treffen. Kommen Sie! ich will die Distanz bestimmen. Hundert Schritt, weiter nicht! Sie thun einen Bogenschuß.

Rambold. Ein kurzes Gebet vorher kann nicht schaden.

Der Hauptmann hatte seinen Schwiegervater heilig versprochen und zugeschworen, daß er nicht einmal verwundet, vielweniger erschossen werden sollte, und darauf verließ sich der gute Mann. Itzt that er dem Herrn **von Hohenauf** eben dieses Versprechen, und konnte es auch thun, denn eine Patrone, ohne Kugel, ist, wenn ich hundert Schritte weit von meinem Gegner entfernet bin, eben nicht gar zu gefährlich. Der Bediente, der aus dem Dorfe zurück kam, und die Nachricht brachte, daß der Barbier bey einem Bauer ein paar Schweine schlachten mußte, sahe den Duell mit an, und betete für seinen gnädigen Herrn ein andächtiges Vaterunser. Es blieb also keiner, und beyde Helden umarmeten sich. Jeder war froh, daß er noch lebete, und kein Blut vergossen hatte. Zugleich bekam der Herr **von Hohenauf** die Erlaubniß, seiner erzürnten Gattin zu sagen, daß der alte **Säugling** und **Rambold** tödtlich verwundet wären, und vermuthlich sterben würden. Sie leben zwar noch, indem ich diese Geschichte aufzeichne, wer weiß aber

wie lange! Sie sind Erde und müssen zur Erde werden; eine Wahrheit, die sich auf die Erfahrung gründet, und die Magister Sebald, im Fall der Noth, mit vielen Exempeln beweisen kann. Sebald hätte sekundiren sollen, und wollte auch sekundiren — nein, das ist falsch! Ein Mann, der keinen bloßen Degen sehen kann, hat wichtige Ursachen, wenn er das Amt eines Sekundanten verbittet, und von Duellen überhaupt nicht viel hält. Auf Universitäten hatte er sich niemals geschlagen, im Ehestande auch nicht, und wunderte sich daher über die Tapferkeit seines Sohnes, der in verschiedenen Schlachten unerschrocken in die Mündung der Kanonen gesehen hatte. Seine Meinung gieng dahin: die Soldaten schiessen blind zu: wie leicht treffen sie ein Auge! Diese Meinung gefiel dem jüngern Säugling und allen Personen, die im Frieden zu ihren Vätern versammlet werden wollen. Um desto lieber wollte er sich auf Reisen von zwey Männern führen lassen, davon der eine Händel ausmachen und der andere schlichten konnte. Dieser Gedanke fällt mir auf dem Kampfplatze ein, welchen Hohenauf und Säugling froh verliessen. Jener bekrähete zu Hause seinen Sieg: dieser war bescheiden, und dachte nicht weiter an diese Thorheit. Er hatte auch nicht Zeit dazu: denn die bevorstehende Reise des Junkers erforderten seine ganze Aufmerksamkeit. Sebald entwarf einen Plan, und Rambold auch; und man

kann leicht denken, daß ihre Vorschläge nicht übereinstimmeten. **Sebald** wollte alle Kirchen, Schulen, Bibliotheken, Buchläden und Buchdruckereyen, und **Rambold** alle Kaffeehäuser, Tanz- und Fechtboden, Lust- Possen- und Trauerspiele besuchen. Was wird, sagte der Alte, aus meinem Sohne werden? Einer will einen Quacker, und der Andere einen lustigen Passagier aus ihm machen. Von allen diesen Dingen etwas, kann nicht schaden, und ich will sie also gehen lassen. Ganz und gar schmelzen sie ihn nicht um, denn er ist schon zugesetzt, und, worüber ich mich freue, zu sehr in sein Mädchen verliebt, als daß er nicht gut und artig bleiben sollte. Ein junger Mensch, der eine Braut hat, schweift nicht aus. Als Ehemann wird er leichter verführt, Marianen hütet meine Frau; oder besser, sie hütet sich selbst. Sie ist eben so schön, als tugendhaft, das Meisterstück des alten Magister **Sebald**. Wer sollte es dem alten Schriftgelehrten ansehen, daß er der Vater eines solchen braven Sohnes und einer so reitzenden Tochter wäre!

So weit der alte **Säugling**, der auch seine Meinungen hatte! Daß ich mich beym Duell lange aufgehalten, wird mir der gütige Leser verzeihen. Einen solchen Kampf sieht man nicht alle Tage.

Achter

Achter Abschnitt.

Sebald machte ein tragikomisches Gesichte, als man das Reisebündel schnürete. Gern gieng er fürbaß, noch lieber blieb er da, wo seine Tochter blühete, sein Sohn fruchtbar seyn und sich mehren wollte, und er selbst, der begeisterte Vater, Freude die Fülle hatte. Wer sich einen Sebald gedenken will, muß sich einen langen, schwarzen, tugendhaften und halbgelehrten Mann vorstellen, der nicht lacht, nicht weinet, Hitze und Kälte, Hunger und Durst ausstehen, und auch alsdenn rechtschaffen essen und trinken kann. Sein Character schickte sich für alle Zeiten und Umstände. In dem feuchten, dunklen Keller, den er in Leipzig bewohnete, sang er sein Abendlied so laut und freudig, als hernach in Berlin, und itzt auf dem Schlosse eines reichen und verwandten Freundes. Nicht die Kunst, sondern die Natur hatte ihn zum Philosophen gemacht. Die Kunst macht ohnedem keinen, sonst müßte jeder Professor und jeder Beysitzer dieser Facultät ein wahrer Weiser seyn. Diese Herren sind zufrieden, wenn sie die Logik und Methaphysik taliter qualiter erklären, und eine Brühe von lächerlichen Einfällen darüber machen können. Nutzen sie dem menschlichen Geschlechte? Nein! sonst würden sie eine ganz andere Handthierung treiben. So hat aber Sebald auch seinen Wurm, indem er die Apokalypsie auslegt.

 Gut!

Gut! schrieb doch Newton auch einen Kommentar über dieses schwere Buch. Leibnitz gab sich damit nicht ab, weil er kein Engländer und kein Schwabe war. So gar in Obersachsen kündigen uns erleuchtete Männer den jüngsten Tag an. Nach ihrer und Sebalds Meynung stehet die Welt 7777 $\frac{7}{9}$ Jahr, und 3836, den 18ten Junius, ist ihr Ende da.

Wieder eine Ausschweifung, die ich mit Fleiß mache. Es ist nicht die erste und soll auch nicht die letzte seyn. Wer kann sie vermeiden, und zugleich das Leben und die Meinungen des Herrn Magister **Nothanker**, seiner Familie und Freunde erzählen! **Klippmann, Felix, Jungfer Sibylle** — welche Personen! Diese besuchte **Sebald** vor seiner Abreise und segnete sie. Kleinigkeiten, wenn ich sie mit dem Abschiede des zärtlichen Junkers von seiner Geliebte vergleiche! Er machte so gar einen Versuch, in Ohnmacht zu fallen, der aber nicht gelingen wollte. So viel Kräfte hatte er noch, daß er eine kleine Rede, halb in Versen, und halb in Prosa, hersagen konnte. Sie war zu dergleichen Schwachheit zu gesund und zu klug, und gab ihm einen feurigen Kuß mit auf die Reise. Dieser Kuß stärkte Leib und Seele, und er zog, wie es schien, seine Straße fröhlich. Warum auch nicht? Hatte er nicht zwey trostreiche Männer bey sich? Einer tröstete ihn auf eine scherzhafte, der andere auf eine ernsthafte Art.

Der Weg führte sie durch das Städtchen, wo

Klippmann wohnte. Dieser theure Freund mußte nothwendig besucht werden. Rambold lächelte über die seltsamen Komplimente, welche die beyden alten Bursche machten. Besonders fielen ihm Klippmannen seine Spasse auf, dazu er eine besondere Gabe hatte. Gieb mir eine Pfote, Bruder! Ey, ey, wie gut hast du dich ausstaffiret und ausgefressen! Es muß dir zeither wohl gegangen seyn! Bene, bene. Setzt Euch doch auf die Postprädikamente! Eine Pfeife Toback, nicht wahr? Sagt, womit kann ich Euch dienen, meine Herren? Frau, Nummer eins! du wirst mich schon verstehen. Nothanker, glaubest du wohl, daß mir in der vorigen Nacht von dir geträumet? Es ist, hohl mich der Gukuk, wahr! Ich hatte gleich meine Gedanken drüber, und dachte, wo muß der alte deutsche Degenknopf itzt stecken! man hört und sieht nichts von ihm. Itzt geht mein Traum aus. Es ist mir doch recht lieb, daß du mich besuchest und noch ein paar hübsche Herren mitbringest. Ziehen Sie sich aus, und machen Sie es sich recht kommod! Dort hängen ein paar Schlafröcke, und da stehen auch Pantoffeln. Bruder, thue dein Nest ab! hier hast du meine Federmütze.

Unsere Reisende konnten das gütige Anerbieten des Herrn Klippmanns nicht annehmen, weil die Post in zwey Stunden wieder abgieng. Eher aber ließ er sie nicht von der Stelle, bis sie seine Apotheke und sein Naturalienkabinet gesehen. Hier fanden

sie einen Stockfisch, der in der Luft schwebete, allerley Sorten von Seeteufeln, geräucherten und eingesalzenen Meerwundern, Büchsen voll Gemsen- und Dachsfett, und noch andere Raritäten. **Rambolden** schenkte er einen großen Zahn, oder Hauer, den er einer Frau ausgezogen, und **Säugling** bekam die aufgetrockneten Testikel von einer Maus zum immerwährenden Andenken

Es ist eine verwunderswürdige Sache, merkte **Rambold** an, mit einer solchen Sammlung von natürlichen Seltenheiten. Sterbe ich, so werde ich meinen Leib und meine Seele ausstopfen, und hierher stellen lassen. Alsdenn bewundert man mich im Tode noch mehr, als im Leben. So machte ich es auch mit meiner Frau, wenn ich eine hätte, und sie überlebte. Neben einander, in einer Klasse, die ich nicht zu nennen weiß, wollten wir paradiren und Geld mit uns verdienen lassen. Ich habe dieserwegen schon eine Verordnung gemacht, sagte **Klippmann**, daß man mich nicht begraben, sondern wie eine Mumie einbalsamiren, und dort in jenen Glasschrank stellen soll.

Sebald seufzete, und schüttelte das Haupt. Du bist Erde, waren darauf seine Worte, und mußt zur Erde werden, so gut, wie mein Schwiegervater **Niklas** und der Graf **Nimmer**. Warum soll ich der Nachwelt zum Spektakel dienen, mich als ein Wunderthier begaffen und in Auctionen auf mich

bieten

LB Coburg

bieten lassen? Kein Ausgestopfter oder Marginirter kömmt ins tausendjährige Reich, welches ich mit vielen Gründen erweisen könnte, wenn mirs gelegen wäre — wenn sie mir gleich beyfielen.

Gar zu gerne hätte **Klippmann** seine Gäste bey sich behalten, und sich einmal satt geschwazt. Da es nun nicht anging, so mußten sie ihm versprechen, bald wieder zu kommen, und recht lange da zu bleiben. Das soll geschehen, war die Antwort, und doch sahe **Säugling** und **Rambold** den treuherzigen **Klippmann** zum leztenmal. Was sollten sie bey ihm machen! Das Genie dieser Personen, und ihre Art zu denken, waren sehr weit von einander unterschieden. Lachte **Klippmann**, so sahe **Rambold** sehr ernsthaft aus; machte **Rambold** einen Spaß, so verstand ihn **Klippmann** nicht, und **Säugling** dachte an **Marianen**. Sehr oft wurde er vom Heimweh, wie die Schweizer in ausländischen Diensten, geplagt.

Es giebt überhaupt Leute, die sich durchaus nicht zusammen schicken wollen, Dergleichen waren auch **Sebald** und **Rambold**. Dieser, sonst ein geschmeidiger Weltmann, widersprach jenem nicht aus Grundsätzen, sondern weil er gern neckte. Man wird sich daher nicht wundern, wenn **Rambold** in der folgenden Unterredung offenbare Wahrheiten leugnet. Auf dem Postwagen hielten sie folgende Unterredung.

Sebald. Klippmannn ist ein wirklich großer Mann.

Ram-

Rambold. Ein langer Mann ist er, aber kein großer.

Sebald. Ist er nicht ein großer Apotheker, ein großer Arzt, ein großer Ehemann?

Rambold. Ein großer Apotheker ist bey mir ein Mann, der eine große Apotheke hat, und diese hat Klippmann gerade nicht. In einer großen Apotheke müssen wenigstens tausend verschiedene Sorten Pillen, und über eine Million verschiedene Salben und Pflaster seyn. Der arme Klippmann kann nicht mehr, als etwa funfzig Büchsen und zwanzig Schachteln aufweisen. Ein großer Arzt ist er auch nicht: denn er gestehet selbst, daß er noch keinen Kirchhof ganz angefüllet habe. Bey gemeinen Leuten, wo sich die unverdorbene Natur noch selbst hilft, legt ein Quacksalber ohnedem wenig Ehre ein. Die Kerle sind wild, und man hat Mühe, ehe man einen in Schwitzkasten bringt. Alsdenn, was ein großer Ehemann für ein Thier?

Sebald. Der seiner Frau aufrichtig liebet, und ihr einen Reverenz macht, ehe er ins Bette steiget.

Rambold. So machen bey Ihnen ein paar sehr gemeine Tugenden die Größe eines Ehemannes aus, und diese Größe verdunstet in der Atmosphäre, wenn Madame Klippmann —

Sebald. Keine Striche in Gedanken! Was wollen Sie damit sagen?

Rambold. Nichts.

Sebald. Sie haben ja einen Kopf, und werden also bey den Worten, die Sie sagen wollten, doch etwas denken?

Rambold. Ja, ich dachte auch, und zwar —

Sebald. Wieder eine Pause!

Rambold. Wäre ich Klippmann, so nähme ich noch ein paar Weiber.

Sebald. Das gehet nicht an. Gott schuf nur eine Frau für unsern Stammvater, und folglich dürfen wir auch nicht mehr, als eine nehmen.

Rambold. Das folgt nicht. Eva war eine Jungfer, und also dürften wir auch keine Wittwe heyrathen? Wer wird dergleichen absurde Dinge behaupten? Kennen sie denn keine Heiligen, die vier Weiber auf einmal hatten, sich sehr wohl dabey befanden, und von Gott gesegnet wurden?

Sebald. Wir leben nicht nach Exempeln, sondern nach Grundsätzen.

Rambold. Gut, also nach Grundsätzen! Wenn weder die Polygamie, noch der Konkubinat, dem Zwecke des Ehestandes widerspricht, sondern ihn vielmehr befördert, so sind beyde erlaubt. Atqui, und wie die Worte lauten.

Sebald. Ich will antworten. Personen, welche sich verheirathen, müssen nicht nur Kinder zeugen, sondern sie auch gehörig erziehen. Wie viel Kosten, Fleiß, Sorgfalt und Klugheit gehöret nicht dazu! Glauben Sie denn, daß der Welt damit gedient sey,

daß

daß Sie selbige mit Narren vermehren? Das würden Ihre Kinder seyn, wenn sie wild aufwüchsen.

Rambold. Auch ein wilder Rambold könnte dem menschlichen Geschlecht reelle Dienste leisten.

Sebald. Sie haben sehr hohe Begriffe von sich, und höhere, als Sie vielleicht — Erlauben Sie, daß ich auch einen Gedankenstrich mache.

Rambold. Haben sollten? Nicht wahr? In meinen Mund schickte sichs besser, als in den Ihrigen. Zuweilen bin ich von mir eingenommen, zumal wenn ich disputire und einen schwachen Gegner vor mir habe, den —

Sebald. Sie nicht wiederlegen können. Ihre Gründe für die Polygamie und für den Konkubinat taugen nichts. Wir sind Deutsche, und müssen uns nach dem Genie unserer Frauenzimmer und unserer Umstände richten. Hat bey uns ein Mann nicht schon genug mit einer Frau zu thun, wenn er sie, seiner Pflicht gemäß, lieben und ernähren will? Welche Streitigkeiten würden nicht in einem Hause, unter zehn Damen, die einen Mann hätten, vorfallen!

Rambold. Sie würden Komödien und Tragödien spielen, und zwar aus dem Stegreife. Welches Vergnügen für einen Mann, der ein Liebhaber von lustigen und traurigen Aufzügen ist! Alsdenn giebts auch immer etwas dabey zu thun. Heute beschenkt ihm eine mit einem jungen Sohne; morgen

kömmt

kömmt die andere mit Zwillingen nieder, übermorgen gehet er mit der dritten zu Grabe: etliche Tage darauf läßt er sich wieder ein Paar an die rechte, und ein Paar an die linke Hand trauen. Auf diese Art lebt er immer herrlich und in Freuden, und ein Oelzweig jagt den andern im Hause herum. Ist der gute Mann krank, so stehen sie Schildwache bey ihm, kochen ihm Kraftsuppen, Chokolate, und geben ihm ein großes, mächtiges Glas Konfektio Alkermes ein. Keine will ihn gerne entbehren, zumal wenn er so gut ist, als wie ich, ohne Ruhm zu melden, bin.

Sebald. Als wie Sie? Machen Sie ja kein Frauenzimmer unglücklich! Ich möchte Ihr Brautwerber nicht seyn.

Rambold. Gute Waare empfiehlet sich selbst, und ich steche sie gewiß allemal aus, wenn ich Ihr Nebenbuhler bin, obgleich ich den Titel eines Magisters aller sieben freyen Künste nicht führe. Ein ungraduirter Mann findet einen größern Applausus bey den Mädchen, als ein Doktor aller drey Fakultäten. Jener hat seine Lebenskräfte nicht vermeditiret, verdisputiret, sondern den Nervensaft, wie die Mönche, gesparet.

Sebald. Da ein Gelehrter nicht nur seinen Verstand, sondern auch den Willen bessert, so ruiniret er sich durch Ausschweifungen nicht. Seine Maschine bleibt länger im guten Stande, als die Maschine eines liederlichen Kerls.

Rambold. Sie haben Recht; und wenn Ihnen sonst kein Beyspiel einfällt, so führen Sie mich nur an.

Was dachte wol Säugling bey dieser Unterredung? Nichts: denn er gab nicht darauf Achtung. Seine Gedanken waren bey Marianen. Ich wüßte auch nicht, welchen Gebrauch er von dieser Disputation hätte machen sollen. Ein junger Mensch, ein angehender Liebhaber, ist selten ein Flattergeist. Nur alte Knaben fallen in diesen Fehler, wenn es anders ein Fehler ist, ein Serail anzulegen. Ist es einer, so verdammen wir gewisse heilige Männer, die uns zum Muster vorgestellet sind, und die wir auch mit der größten Hochachtung verehren. Ihrer Galanterien wegen nicht: denn das sind Nebensachen, sondern wegen anderer Tugenden, wodurch sie unvermerkt zu glänzenden Heiligen geworden sind. Eine vollständige Abhandlung von dieser Materie zu liefern, leidet itzt weder die Zeit noch der Ort. Lieber will ich erzählen, was unsern Reisenden in Berlin und Hamburg begegnete.

Neunter Abschnitt.

Felix erfreuete sich, als er **Sebalden** in einer so vortreflichen Gestalt erblickte, und Jungfer **Sibylle** schlug gar ein Rad, und brauchte noch andere Kunstgriffe, ihren Geliebten zu bezaubern.

Leider giengen sie verlohren! **Sebald** schämete sich, wie ein Junggeselle, ja fast so sehr, als **Rambold** sich würde bey solchen verliebten Anfällen geschämt haben, wenn ich nicht irre. Dieser, der die gute **Sibylle** sogleich ausstudirete, bot sich bey ihr zum Unterhändler an, sich zu vergnügen, und den keuschen **Sebald** zu ängstigen, der im tausendjährigen Reiche die Jubelhochzeit mit seiner **Wilhelmine** feyern will, und, wenns von rechten Dingen zugehet, auch feyern wird.

Wie ist es nur möglich, daß ein vernünftiger Mann sich dergleichen Dinge in Kopf setzen, und davon überzeugen kann? Eine schwere Aufgabe! Unsre Väter ritten ihre Steckenpferde, und wir reiten die unsrigen. Der menschliche Verstand leidet seinen Verfinsterungen, die nicht wir, sondern der Andere wahrnimmt, und oft zu eben der Zeit, wo er seine eigenen Thorheiten nicht bemerkt. So findet man Kunstrichter, die, indem sie den Andern striegeln, selbst Böcke schiessen; Sittenlehrer, die über die Gebote wegstolpern, und Narren, welche die Moral lesen. Zum Magister **Sebald**, wenn Sie belieben! Kam dieser wieder nach Berlin, um Proselyten zu machen, Juden zu bekehren, oder die längst bestimmte Polhöhe daselbst noch näher zu bestimmen? Nein! sondern nur zur Gesellschaft, als ein treuer Mentor, seinen Schwiegersohn behüten und bewahren, damit er nicht aus der Transpiration kommen,

oder **Marianen** vergessen möchte. **Felix, Sibylle,** und alle Menschen, welche die großen Gaben eines **Sebald** und **Rambold** kannten, fragten: Was wird aus dem Säugling werden? Der Vater dieses jungen Menschen und die Natur bestimmen ihn zum Vergnügen, und folglich fiel er in unvergleichliche Hände. Einer von seinen Führern sorgte für den Verstand, und der andere für das Herz desselben. So widersprechend ihre Meinungen waren, so sehr gefielen sie doch einem Anfänger in der Kunst zu leben, der die natürlichen oder künstlichen Charaktere des Menschen noch nicht recht erforschen konnte. Hier war es noch nicht nöthig, denn er befand sich in sichern und treuen Händen. **Sebald** sahe aus, wie ein Orakel, wie ein großes Genie, und itzt um desto mehr, da er einen guten Rock trug, und mit einem reichen Hause verbunden war. Seine Aussprüche, die er in Berlin that, lasse ich weg, damit ich Raum bekomme, alle diejenigen anzuführen, die er in Hamburg, Paris und London von sich hören ließ. Gefallen sie dem Leser, so ist es gut; mißfallen sie ihm, so fragt **Nothanker** nichts darnach. Es sind Meinungen, und diese richten sich nach dem Temperamente, dem Wetter, der Beschaffenheit unsers Körpers, der Speisen und Getränke, und verschiedener Umstände, die wir nicht in unserer Gewalt haben. So wie der Kopf gestimmt ist, so klingt er, und den stimmt der Magen.

Zehnter Abschnitt.

Hamburg war nunmehr der Ort, wo **Sebald** seine Meinungen auspacken sollte und konnte: denn Hamburg ist eine Stadt, wo man mit Bescheidenheit laut denket, wie es der Kleiderordnung gemäß ist. Hätte man in andern Städten diese Freyheit auch, so würden wir seltsame Dinge hören. Wo fieng er denn an mit seinen Urtheilen? Bey der theologischen Facultät? Nein, die war ihm zu ehrwürdig, zu heilig, als daß er sich an sie wagen sollte. Billig bewunderte er das Gedächtniß der Prediger, die ihre heilige Rede, ohne Anstoß, hersagen müssen. Diese Gewohnheit schien ihm die Erfindung eines Viri beatæ memoriæ zu seyn. Noch besser gefielen ihm die offenen Stühle, wo niemand hinter den Vorhängen Kaffee trinken, Zeitungen lesen, und einem Frauenzimmer einen Friedenskuß geben kann. **Rambold** dachte dabey an seine Sünde, denn er hatte ehedem in einem Kirchengemache zu L* kalten Braten gegessen und eine Flasche voll Wein ausgetrunken. **Rambold**, parcus Deorum cultor, gieng selten in die Kirche. Fand er sich ja daselbst ein, so erfreuete er sich, wenn der Organist ein lustiges Stück vorleyerte, oder einen Gassenhauer, zum Ausgang, spielete. Desto fleißiger besuchte er die Kaffeehäuser, die Bälle und Schauspiele. **Sebald** gieng auch mit, und tröstete sich mit dem Beyspiel des sel. Herrn von Mos-

Mosheim, der ehedem den Schönemannischen Schauplatz in Göttingen sehr oft mit seiner Gegenwart beehrete. Was ein grösserer Theolog und Sittenlehrer, als ich bin, sagte **Sebald**, thun kann, das ist mir auch erlaubet: zumal, da ich meinen Kommentar über die Apokalypse noch nicht herausgegeben habe. In Berlin war er nur mit einigen Reformirten bekannt geworden, allein in Hamburg lernete er auch einen Quacker und Mennoniten kennen. Diese wackern Männer hielten sich, der Handlung wegen, daselbst auf. Er sahe den Quacker zittern, und erstaunete. Nehmen Sie etwa vorher ein Pulver ein, fragte **Sebald** den Quacker, wenn Sie zittern wollen? Nein, Freund, antwortete dieser: wer hat dir das gesagt?

Mich deucht, ich hätte es im — gelesen; der Autor ist mir entfallen. Wenn Sie aber weder Pulver noch Tropfen einnehmen, und auch sonst das kalte Fieber nicht haben, woher entstehet denn das Zittern?

Das will ich dir sagen: ich sehe ein Licht, das tausendmal grösser ist, als die Sonne, ob ich gleich die Grösse der Sonne nicht weiß, und dies Licht meinen Leib, Geist, Seele, Verstand und alle Eigeweide, und erschüttert sie, daß ich nothwendig solche seltsame Posituren machen muß. Davon verstehest du nichts, Bruder, denn du bist kein Quacker, du kannst aber einer werden, so bald du willst. Du siehest ohnedem zu allerhand aus.

Ey,

Ey, ich nehme keine neue Religion an, sondern bleibe dem Glauben meiner Vorfahren treu. Der Stifter Ihrer Sekte war nur ein Schuster.

Gerade, als wenn ein Schuster nicht auch ein großer Mann und ein Gesandter Gottes seyn könnte. Hans Sachse und Jacob Böhme, deine Landsleute, waren auch Schuster, und schrieben dennoch Bücher. Sachse machte schöne Reime und Schwänke, und Böhmen nennt man noch immer den Philosophen der Deutschen. Warum willst du unsern hocherleuchteten und tiefsinnigen Georg Fox tadeln? Es war ein ganzer Kerl!

Ich verachte ihn nicht, weil er Sohlenleder hämmerte, sondern weil er sich von der Kirche trennete, und eine neue Religion schmiedete.

Du irrest. Adam im Paradies, Noa in der Arche, Jonas im Wallfisch, Daniel im Löwengraben, die drey Männer im Feuerofen, waren ächte Quacker, wie ich dir mit hunderttausend Gründen beweisen könnte, wenn mirs gelegen wäre.

Rambold mischte sich auch ins Gespräch, und behauptete, daß ein Quacker im gemeinen Wesen zu nichts zu gebrauchen sey. Was will man, sagte er, aus ihm machen? Einen Hofmann? Er ziehet seinen Hut nicht ab, tanzt nicht, küßt, spielet und trinket nicht. Einen Soldaten? Er schwöret nicht zur Fahne, will auch keinen Menschen todt schiessen. Einen Dorfschulzen, einen Lichtputzer? Er will keine

obrigkeitliches Amt annehmen, auch keinen Eid schwören, und kann also nicht verpflichtet werden. Kurz, er taugt zu gar nichts. Wenn ich nur wissen sollte, wer den Quacker solche wunderliche Dinge in Kopf gesetzt hätte. Versündige dich, Freund, antwortete der Quacker, nicht an Gott und uns! Du bist ein Kind der Welt, vernimmst nichts vom Geiste Gottes, und kannst also das Schöne und Nützliche in unserm System nicht erkennen. Wir besitzen ein innerliches Licht, und kraft desselben trank Sokrates den Giftbecher, Epiktet ließ sich den Fuß entzwey schlagen, und Diogenes wohnet in einem Fasse. Lies die Vertheidigung unsers Glaubens und unsern Katechismus, der von allen unsern Patriarchen, Propheten und Aposteln gebilliget worden ist, so werden dir die Augen aufgehen. Vermuthlich kennest du uns nur aus dem Quacker-Gräuel, der sehr schlimme Gäste aus uns macht. Kennten unsre Gegner uns auf der rechten Seite, so würden sie die besten Urtheile von uns fällen. Wir schreiben keine Bücher, weil wir das Reich der Makulatur nicht vermehren wollen, und keine Freunde von Zänkereyen sind. Ihr widerlegt und schimpft einander auf eine ungöttliche Art, und das thun wir nicht. Was gewinnet ihr durch eure polemische Schriften? Macht ihr Proselyten? Nein, euer Häuflein wird immer kleiner.

Indem sie noch davon redeten, kam ein Mann dazu, der, wie **Sebald** weißlich urtheilete, auch wie

er, von Adam, Noa und einem seiner Herren Söhne abstammete. Es war ein reicher und bescheidener Mennonit, der seinen Ursprung weder von Thomas Münzern, noch von Niklas Storchen und andern Schwärmern herleitete, sondern die Väter, Konrad Greble und Jurian in Ehren hielt. **Sebald**, der noch nie einen Mennoniten gesehen, wunderte sich ungemein über den vortheilhaften Anstand dieses Mannes. An die Schilderungen der Gelehrten, sagte er nachher zu **Ramboldₑn**, werde ich mich künftig nicht mehr kehren. Diese Herren verhunzen gemeiniglich die Charaktere, indem sie jeden Menschen aus ihrem eigenen sehr oft falschen Gesichtspunkte betrachten. Sehen Sie, fuhr er fort, diesen Mennoniten an, er besitzt ein großes Vermögen, und doch geht er schlecht und recht einher. Er führt keine kostbare Tafel, ist gutthätig gegen die Armen, und hoffet auf das tausendjährige Reich, wo er seinen Lohn empfangen wird. Will er kein obrigkeitliches Amt annehmen, so liegt daran nichts, denn es finden sich immer andere Personen, welche gern regieren wollen. Schwöret er keinen Eid, so bezeugt er doch etwas bey seinem Gewissen, redet die Wahrheit, und hält, was er verspricht. Er will kein Soldat werden, und mißbilliget den Krieg: wäre es nicht besser für das menschliche Geschlecht, wenn gar keine Kriege geführet würden? So würden wir, wandte **Rambold** ein, auch keine Helden haben. **Sebald** nahm

eine Prise Tobak, und sagte hinterher: Alexander der Große, Cäsar, Karl der Zwölfte, waren Helden, und wie theuer ist ihr Ruhm vielen Nationen nicht zu stehen gekommen! Es ist unerlaubt, sich auf Kosten eines Andern zu vergrößern. Das mag seyn, versetzte **Rambold**, so sind die Kriege unter uns dennoch nothwendig: denn nicht jeder Mensch denkt so, wie der Mennonit, der ein übertriebenes Ideal von seiner Kirche hat, und glaubt, daß sie ohne Mängel und Fehler sey. Es ist, als wenn ich einen Böhmisten sprechen hörete. **Sebald**, der Böhmen gelesen, und hochschäzte, ließ sich über die Meinungen dieses besondern Mannes mit **Ramboldem** in eine Unterredung ein, dabey **Säugling** einschlief.

Sebald. Sind Sie mit den Schriften dieses großen Mannes bekannt?

Rambold. Etwas; wer kann sie verstehen!

Sebald. Es ist andem, die Werke des gottseligen und hocherleuchteten Jacob Böhmens, in welchen er alle tiefe Geheimnisse Gottes, der ewigen und zeitlichen Natur und Kreatur, samt dem wahren Grund der christlichen Religion, offenbaret, sind schwer zu verstehen, so, daß es viele Zeit und Mühe kostet, wenn man sein System einsehen will; allein mit der Hülfe Gottes erforschet man doch den wahren Sinn dieses spekulativischen Philosophen.

Rambold. Nahm er die Bibel an?

Sebald. Ja, er erklärete sie aber auf eine heroi-

sche

sche Art. Denn er hatte zugleich ein innerliches Licht, oder einen gewissen Genius, welcher ihm alles sagte, was er glauben, thun und lassen sollte. Wenn ich gleich kein Buch hätte, schreibt er, als nur mein Buch, das ich selber bin, so habe ich Bücher genug. Liegt doch die ganze Bibel in mir. So ich Christi Geist habe, was bedarf ich mehrere Bücher. Es ist dieser Geist Christi an keine gewisse Form in seinen Kindern gebunden, daß er nichts mehr reden dürfe, als was in der Schrift stünde. Der Geist der Apostel war frey, ob sie gleich aus einem Geiste redeten. So wirkt der Geist Gottes noch in seinen Kindern, und ihre Aussprüche können von rohen Menschen nicht beurtheilet werden.

Rambold. Habe ich wohl auch einen solchen Genius?

Sebald. Der ist schon längstens von Ihnen ausgefahren, oder etwa gar ersäuft. Sie könnten ihn wieder bekommen, wenn Sie Gott um Erleuchtung bitten wollten.

Rambold. Ich mag kein Böhme werden. Böhme glaubte keinen Gott, und den glaube ich, ob ich gleich ein Freygeist bin.

Sebald. Böhme glaubte keinen Gott? Ich vergebe Ihnen diese Sünde. Eine mißverstandene Stelle hat ihm diese Beschuldigung zugezogen. Man macht ihn zum Atheisten und Deisten, weil er gesagt: Gott ist nichts, und ist alles; er verhält

sich

sich gegen das Gute und Böse gleichgültig. Dieses Sentiment ist gar nicht anstößig. Denn in Ansehung der Kreaturen, die vor der Schöpfung noch nicht da waren, ist Gott für nichts zu achten, weil wir ihn nicht anders, als aus seinen Werken erkennen können. Nachher wurde Gott, als Schöpfer der ganzen Welt, alles, denn alles ist aus dem Wesen Gottes geflossen. So man die Sonne und die Sterne recht will betrachten in ihrem Wesen, und ihre Eigenschaften und Wirkungen, so findet man darinne das göttliche Wesen. In ihm leben, weben und sind wir.

Rambold. Wo kömmt aber das Böse her?

Sebald. Vom Teufel.

Rambold. Und dieser?

Sebald. Ex divino sale nitri, antwortet Böhme, und wer dieses fassen kann, der fasse es! Lucifer, behauptet dieser theosophische Schuster, ist ein großes Theil der Gottheit gewesen, und zwar aus dem Kern derselben, denn er hat sich auch an den Kern derselben, an den Großfürst Michael, gerieben, ihn zu verderben. Vergebliches Unternehmen! Michael stritt mit dem Lucifer, und überwand diesen glücklich. Oettinger glaubt, daß Gott den Lucifer dereinst wieder zu Gnaden annehmen werde, und dies hat er aus Böhmen, der verborgene Wahrheiten erkannte, und dem Gott himmlische Weisheit schenkte. Sein Geist erforschte unermeßliche Tiefen, und er

konnte

konnte so gar zukünftige Dinge zum voraus sagen. Die Geschichte mit dem Edelmanne in Schlesien wird Ihnen bekannt seyn.

Rambold. Nein, die weiß ich nicht.

Sebald. So will ich sie Ihnen erzählen. Böhme speisete bey einem Edelmanne, der ihn, seines großen Verstandes und seiner Tugend wegen, sehr hochschätzte. Ein gewisser Dorfjunker, der Böhmen daselbst antraf, und von Person nicht kannte, fragte: Herr Bruder, was hast du da für einen Kerl bey dir? Ist es ein Schulmeister, oder ein Quacksalber? Die Antwort war: Es ist mein Freund, Herr Jacob Böhme.

Jacob Böhme, der Zeichendeuter und Wahrsager? Alter, komm her, und stelle mir die Nativität.

Böhme schwieg, und wollte sich gar nicht mit diesem witzigen Kopfe einlassen. Da ihm nun der gestrenge Junker heftig zusetzte, und durchaus eine Prophezeihung verlangte, so sagte Böhme endlich: Heute, mein Herr, ist der lezte Tag Ihres Lebens! Der Edelmann lachte überlaut, hieß Böhmen einen alten Narren, besoff sich, stürzte, wie er nach Hause ritt, vom Pferde, und brach den Hals. Noch eine verwundernswürdige Gabe besaß Böhme: er konnte die Geister prüfen. Sahe er Kinder, so wußte er gleich, welches darunter am besten gerathen würde, und legte die Hand auf dasselbe.

Rambold. Bekam er keine Gegner?

Sebald. Er wurde, seiner Gaben wegen, sehr beneidet.

beneidet. Der Oberpfarrer in Görlitz predigte wider ihn, that ihn in Bann, und gab ihn für besessen aus. Man forderte Böhmen so gar vor das Oberconsistorium nach Dresden, und stellete ein Examen mit ihm an. Wie es vorbey war, sagte der selige Spener: Was ich von der Lehre dieses Mannes verstehe, ist sehr gut; vermuthlich ist es auch das, was ich nicht davon verstehe. Verdammen kann ich ihn nicht.

Rambold. Was hielt Böhme von den Sakramenten?

Sebald. Er verwarf sie nicht, glaubete aber, daß sie zur Erlangung der Seligkeit nicht absolut nothwendig wären. Ehe er starb, empfieng er das Abendmahl. Ein ächter Böhmiste trennet sich äusserlich nie von der Kirche, in welcher er geboren ist. Nebendinge, die nicht zum Wesen der Sache gehören, werden in keine Betrachtung gezogen, sie müssen das Band der Liebe nicht zerreissen. Ich sehe jeden Menschen als meinen Bruder, oder als meine Schwester an. Mir ist ein tugendhafter Türk lieber, als ein Protestant, der seinem Glauben nicht gemäß lebet. Böhme kam nicht zur rechten Zeit in die Welt; käme er izt, so würde er mehr ausrichten.

Rambold. Das sollte ich nicht denken. Würde er izt nicht weniger Anhänger finden? Ohne Lieb' und ohne Wein, was ist unser Leben! Was geht mich Jacob Böhme an! Seine mystische Theologie widerspricht allen meinen Leidenschaften.

Sebald.

Sebald. Wie können Sie dieses behaupten, da Sie ihn nie gelesen? Ich empfehle Ihnen sein Buch von den vier Komplexionen, und seine Morgenröthe. Unsere herrschenden Leidenschaften taugen gemeiniglich nichts, und wenn Sie Böhme umschmelzen könnte, so würde er ein Wunderwerk nach seinem Tode thun, und aus Ihnen einen andern Mann machen.

Rambold. Auch einen bessern?

Sebald. Das versteht sich. Forschen Sie nach, so viel, als Sie nur können, damit Sie die drey allgemeinen Principia kennen lernen. Das erste ist herbe, scharf und bitter; das andere ist gelind, und das dritte ist der Geist. Sonst sagt man auch die Quaal der Finsterniß, die Kraft des Lichts, und die Ausgeburt aus der Finsterniß durch die Kraft des Lichts.

Rambold. Sind das seine eigenen Ausdrücke?

Sebald. Ja.

Rambold. So deucht mich, ich hörete einen Alchymisten sprechen. Besaß Böhme etwa den Stein der Weisen?

Sebald. Nein; er wußte aber das Geheimniß, und konnte ihn haben, so bald es ihm beliebte. Da nun Gott diese Wissenschaft nur seinen Liebling offenbaret, so urtheilen Sie selbst, wie groß Böhme gewesen sey.

Rambold. Steht nicht bald wieder ein neuer auf?

Sebald. Er ist schon aufgestanden, und hat sich durch einige Schriften bekannt gemacht. Haben Sie niemals etwas vom Elias gehöret?

Rambold. Man sagt, er sey lebendig gen Himmel gefahren.

Sebald. Ja, allein sein Geist ruhet siebenfältig auf seinen Nachfolger, der sich auch sonst den Messias nennet, und wirklich ein ganz besonderer Mann ist.

Rambold. Noch ein Messias? Ich glaubete, der Messias sey schon gekommen.

Sebald. Dieser, von dem ich rede, wurde 1716 nach der gemeinen Zeitrechnung geboren, und Gott offenbarte sich ihm in der Jugend auf eine vorzügliche Art; er sahe ihn in einem Lichte. Seine sonderbaren Lebensumstände sind nicht so bekannt, als sie es zu seyn verdieneten. Hier ist der Ort nicht, sie zu erzählen. Nur etwas aus einer Unterredung, die er ehedem mit dem Oberrabbi, Jonathan Eibeschütz, in verschiedener anderer Juden Gegenwart, hielt. Das Gespräch fiel auf die Welthändel, und auch auf den Messias. Die Juden stutzten, wie S. — von einem künftigen Messias redete, und fragten ihn, ob er im Ernst einen künftigen Messias glaubete. Ja, antwortete er, noch vester und gewisser, als ihr selbst. Sie fragten ihn weiter: (Worte seines Freundes) Aus was für einem Volke er dann glaubete, daß der Messias kommen würde: unfehlbar, war seine Antwort, aus den Christen; ob gleich

diese ihn am meisten verwerfen; dahingegen andere, als Juden, Türken, Heiden, ihm desto eher und mehr anhangen werden. Der Messias ist auch kein anderer, als Christus, der jedoch nicht vor 1700 und einigen Jahren gekreutziget worden ist, wie die Christen davor halten: denn mit diesem ist nicht gekommen, was gleichwohl mit dem rechten und wahren Messias kommen soll. Uebrigens ist Christus, so wohl von den Juden, als Christen, bis auf den heutigen Tag genug gekreuziget worden, welches nur in einem besondern Sinn wahr ist.

Diese Reden setzten die Juden in Verwunderung, zumal, da Elias hinzufügte: Es sind nur noch sehr wenig Jahre hin, da der Messias, oder Christus, unfehlbar erscheinen wird. Der verheissene Elias der letzten Zeit wird, nach dem Propheten Malachiä, ihn offenbaren, und, eben deswegen, wird auch der Elias selbst der Messias genannt. Eben diese Offenbarung Jesu Christi ist auch die Offenbarung oder die Zukunft des Messias der Juden, welcher alle Völker versammlen, und der Hirte einer Heerde seyn wird.

Rambold. Machten die Juden keine Einwendung?

Sebald. Der Oberrabbi wunderte sich, und sagte zu seinen Freunden: Habe ich euch nicht noch heute geprediget, daß der Messias nächstens kommen, und daß wenige Menschen dabey übrig bleiben würden.

Ja, einigen Juden, die so gottlos leben, wird es nicht mal lieb seyn. Ihr werdet es erleben, ich aber nicht, denn ich bin schon zu alt.

Rambold. Haben Sie diesen neuen Messias gesehen?

Sebald. Ja, er ist ein munterer und aufgeräumter Mann, der die Welt kennet, und sich produciren kann. Er lebete ehedem am Hofe, und dort hat er seine Sitten verfeinert. Nur wenn er von einem gewissen Orden spricht, geräth er in Eifer. Proben davon findet man in seinen Schriften.

Rambold. Ist er ein Autor?

Sebald. Ja, seine Freunde besitzen verschiedene Werke von ihm. In Buchläden findet man sie nicht. Ich will Ihnen nur einige anführen. Elias mit dem Buch der ganzen Welt an die ganze Welt, im Gericht über die Welt, bisher versiegelt mit sieben Siegeln, nun aber aufgeschlossen und entsiegelt, auf zwey Tafeln inwendig und auswendig geschrieben, samt der Heimlichkeit der Zahlen und Zeiten, oder die Harmonie aller Dinge und das große Wunder der Welt. Dieses Werk verräth eine gute Erkentniß in der Hebräischen Litteratur. Man hat ferner von ihm: Die Versöhnung Israels mit Gott, am großen Versöhntage hervorgebracht in der ewigen Gerechtigkeit durch den Menschen Jesum Christum, den Messias am Ende der Tage. In dem Buche, Abraham der Segen aller Völker zu Aufrichtung des

Reichs des Allerhöchsten, als des Königreichs Christi auf Erden in den letzten Tagen, macht er uns mit seinem System noch näher bekannt. Hierher gehöret auch das Testament und der Segen Jacobs über seine Kinder und die zwölf Stämme Israels, darinnen den Religionen aller Völker, welche unter den zwölf Stämmen verstanden werden, angekündiget wird, was ihnen bisher begegnet ist, als auch vornehmlich, was ihnen izt am Ende noch begegnen soll. Das 49ste Kapitel des ersten Buchs Moses erkläret er auf eine besondere Art. Er ist eigentlich der Schilo, und wollet ihr, sagt er daselbst zu den Juden, mich nicht als euren Schilo annehmen, so schliesse ich euch, sammt allen denen, die es nicht thun wollen, gänzlich aus von Gott, und vom Erbe Abrahams, und ihr sollt erfahren, daß ich diese Macht habe. Es soll ein für allemal alle Welt erfahren, daß, in meinen Tagen, alle Welt, Reiche und Religionen der ganzen Erde sollen ausgerottet und vertilget werden, und daß ich dagegen mit dieser mir von Gott gegebenen Offenbarung seines Worts werde ewiglich stehen bleiben. Recht wunderbar ist es, daß dieser Mann niemals einen Lehrmeister gehabt. Die morgenländischen Sprachen, die Geometrie, Trigonometrie, Chronologie und Chymie lernete er ohne alle Anweisung. Ausser der Bibel hält er den Talmud und noch verschiedene Schriften der Rabbinen hoch. Den Koran hat er auch einigermassen mit einem

Kommentar erläutert, und hinterher den Uebersetzer, Schweigger, einen Prediger zu Nürnberg, derb ausgehunzt.

Rambold. Sind Sie denn von der Wahrheit dieser Dinge, die dieser Mann vorgiebt, überzeuget?

Sebald. Erlauben Sie, daß ich Ihnen die Frage nicht gerade zu beantworte. Gott theilet seine Gaben wunderlich aus. Ist wirklich Licht und Recht auf seiner Seite, so wird es die Zeit offenbaren. Träume und Einbildungen verschwinden, wie ein Nebel, vor der Sonne. Wer kann den innerlichen Ruf, die Gaben und den Trieb der Menschen richtig beurtheilen! Spöttereyen müssen völlig wegfallen, denn wir versündigen uns dadurch an Gott, welcher solche ausserordentliche Menschen erweckt, und sie zu seinem Dienste brauchet. An seiner niedrigen Geburt und schlechten Erziehung ärgere ich mich nicht: denn alle große Veränderungen in der Kirche sind durch kleine unansehnliche Männer unternommen und ausgeführet worden. Einwendungen wider seine Allegorien, da er den eigentlichen Wortverstand der Bibel, des Korans u. s. w. immer verläßt, lassen sich freylich leicht machen, allein, vielleicht kann er sie auch beantworten, und die Zweifel auflösen. Mit der Chymie beschäftiget er sich gleichfalls, wie er denn einen Tractat, unter dem Titel: Elias Artista, herausgegeben, in welchen er die wahren Philosophen von den Sophisten genau unterscheidet. Sonst meldet einer seiner

Freunde

Freunde noch von ihm: Er ist sehr arbeitsam, und wenn er den Trieb zum Schreiben bekommt, so schreibet er wochenlang in eines weg die allerschwersten Sachen, mit einer ganz erstaunlichen Schnelligkeit, ohne in dem Concept von vielen Bogen ein Wort zu ändern, in sehr guter Verbindung.

Eilfter Abschnitt.

Die kurz vorhergehenden Abschnitte sind freylich etwas lang gerathen, aber auch desto erbaulicher, denn **Sebald** sprach von seinen Lieblingsmaterien: und in der That schickte sich auch niemand besser dazu, als er, Jacob Böhmen zu vertheidigen, oder die seltsamen Offenbarungen des neuen Messias auszulegen. Er bedauerte nur, daß dieser noch nicht erschienen wäre. Was geschehen soll, sagte er, muß bald geschehen; denn der Mann ist in die Jahre, und ein gar zu alter Messias, der schon einen grauen Bart hat, macht keine sonderliche Figur. Wir wollen ihn erwarten.

Welchen Nutzen hatte aber **Säugling** von dieser Unterredung? Keinen andern, als daß man ihn einschläferte, und daß im Schlaf einen Kuß von einem sehr schönen Mädchen empfieng. Woher kann man das wissen? Er verrieth sich durch etliche Worte, die ihm im Schlafe entfuhren. Was ist daran gelegen! Es wird Mariane gewesen seyn, die ihm einen Kuß

 gegeben.

gegeben. Nein, sie war es nicht! Das wäre doch was entsetzliches, wenn **Säugling** — Nein, ich kanns nicht glauben. Der alte **Sebald** saß dabey, und **Rambold** auch; diese strengen Sittenrichter würden ihm ganz gewiß einen derben Verweis gegeben haben. Nein, das gieng nicht an: ein Kuß im Schlafe ist keine Sünde. **Sebald** legte damals gleich eine Stelle aus Böhmens Schriften aus, und hatte also nicht wohl Zeit, den Traum eines verliebten jungen Menschen zu beurtheilen. Was **Ramboldеn** anlangt, der war völlig über solche Kleinigkeiten weg. An ihm lag es nicht, daß die Vielweiberey noch nicht eingeführet war: wie er denn überhaupt glaubte, daß eine Frau mehr, als einem Manne, und ein Mann mehr, als einer Frau treu seyn könnte. Hier war also wieder nichts zu befürchten. Damit ich den Leser nicht zu lange mit der Vorrede aufhalte, so will ich nur gerade heraus sagen, **Säugling** hatte wachend wirklich einige Küsse gegeben, und wieder empfangen. Von wem? Von der schönen Tochter eines reichen Hamburgischen Kaufmanns, der seinen Vater kannte, ihm einen Wechsel bezahlte, und alle Ehre anthat. Dieses Frauenzimmer liebte **Säuglingen**, und er, der artige und witzige Junker, war nicht unempfindlich gegen sie. Kurz sie wünschte sich **Säuglingen** zum Manne, und das war ihr erlaubt: denn was wußte sie davon, daß er, ohne Bart, sich schon verplämpert hatte. Wünschte sie es denn so laut, so

deutlich,

deutlich, daß es Säugling verstehen konnte. Ja, so ziemlich, und warum nicht? Ein junges Frauenzimmer schämet sich der Liebe, dieser so schönen Leidenschaft, nicht, zumal, wenn sie so frey, als dieses, erzogen worden ist.

Was der Mund nicht sagt, das sagen die Augen und die Hände, oder das schreibt man, oder läßt es der andern Person in einem Buche lesen, in welchem das, was wir empfinden, mit klaren Worten ausgedrückt ist. Jungfer Sibylle, in Berlin, die war recht dreiste! An ihr lag es nicht, daß sie nicht gleich bey Sebalden schliefe. Wie weit trieb Säugling die Sache? Weiter nicht, als daß er mit ihr in die Komödie fuhr, und da war Sebald auch dabey, und stöhrete die Andacht der Zuschauer, so oft er seinen Kopf zur Loge heraussteckte. Alsdenn küssete er ihr in Gesellschaft die Hand, und, wenn sie alleine waren, den Mund. Nu, das gehet schon ziemlich weit! Gute Mariane, du lebest dort wie eine Nonne, und dein Bräutigam macht sich in Hamburg lustig. Ich will sehen, ob ich ihn nicht vertheidigen kann. Das Frauenzimmer in Hamburg sahe Marianen fast gleich, und er küssete es niemals, ohne sich jene dabey in Gedanken vorzustellen. Zudem hätte Säugling die Kunst, ein Mädchen recht artig zu küssen, verlernet, wenn er sich nicht hier ein wenig darinn geübet.

So viel zu seiner Entschuldigung! Rechtfertiget

sie ihn nicht, so mag er seine Sünde tragen. Sollte er denn etwa sagen: Mamsell, ich bin schon versprochen, ich darf Sie nicht lieben, nicht küssen? Er würde sich selbst lächerlich, und zu einem Romanhelden gemacht haben. Hierzu kam noch, daß die Hamburgische Schöne durch ihre alte Tante beständig zur Liebe ermuntert wurde. Mein, fragte sie einstens, wie gefällt Euch der fremde Junker?

Niemals hat mir eine Mannsperson so sehr gefallen, als wie diese.

Es ist wahr, er besitzt viele persönliche Annehmlichkeiten. Wenn er doch ein Kaufmann wäre!

Eben deswegen gefällt er mir, daß er keiner ist. Ich mag keinen Mann haben, der den ganzen Tag geschäftig ist, und es auch seyn muß. Nehmen Sie einmal meinen Vater! Entweder er sitzt in den Komtor, oder er steht an der Börse. Wenn findet Mama Gelegenheit, sich recht satt mit ihm zu schwatzen?

Durch die Handlung wird man aber reich.

Dieser junge Herr ist es schon, und als ein Edelmann darf er auch keinen Handel führen. Daran liegt auch nichts: denn es giebt ohnedem mehr Kaufleute, als Käufer bey uns.

Was wird aber Herr **Lautensack** sagen, wenn er etwas von Eurer neuen Liebe erfähret? Ihr wisset, daß er Euch anbetet.

Von meiner neuen Liebe? Man liebet ja nicht gleich eine Person, wenn sie uns gefällt. Mir hat

der

der Junker keine Liebeserklärung gethan, und ich werde ihm gewiß keine thun. Ich sehe ihn an, als einen guten Freund, der meinem Vater bestens empfohlen ist. Was wollen Sie aber mit Ihrem Lautensack? Den mag ich nicht mehr leiden.

Und ist so ein artiger, runder Mann, hat so einen schönen blauen Bart, trägt sich so gut immer nach der neusten Mode — Das Hütchen ganz klein, und der Haarbeutel —

Der ist wirklich so groß, daß die Personen, die auf dem Parterre hinter ihm sitzen, das Theater vor seinem Haarbeutel gar nicht sehen können.

Diese spöttische Anmerkung erwartete ich von Euch nicht, und zwar über einen Mann, der —

Mir zu alt, zu steif und festtagsmäßig ist. Sie wissen, ich bin munter, und er sieht so ernsthaft aus, wie unsere alte Katze. Ein Mann, der mir mit seinen Moralen und Sentenzen immer die Ohren reiben will, muß mir unerträglich seyn. Für Sie, Mamsell Tante, schickt er sich besser. Sie können mit ihm um die Wette disputiren. Doch das werden Sie nicht, denn Sie scheinen einerley Begriff vom Ehestande und von den Vergnügungen dieses Lebens zu haben. Meine Grundsätze gehen von den Ihrigen ab.

Haben Sie denn eine andere Religion, als ich? Ich bin hier geboren, getauft und erzogen, und den ersten April 40 Jahr alt geworden.

Von der Religion, Ihrer Geburt und Taufe ist gar die Rede nicht, sondern vielmehr von einigen Grundsätzen, welche ein schönes Frauenzimmer von guter Erziehung in einem freyen Staate haben muß. Schön muß sie seyn, das setze ich zum Voraus, sonst hilft ihr weder das Geld, noch der Verstand etwas. Am glücklichsten ist sie, wenn sie alle drey Stücke zusammen besitzt. Dann siegt und regieret sie, als eine Königin, und ihr Herz bleibt dennoch unempfindlich gegen die Quaal der Liebhaber, ja sie behält es, wenn sie auch ihre Hand verschenkt. Einfältige Weibespersonen, die, wie Sara ihrem Manne, gehorsam sind, und ihn ihren Herrn und Meister nennen! Wir sind so frey, als die Mannspersonen, und brauchen auch unsere Freyheit besser. Das Recht eines Ehemannes, seine Frau zu regieren, ist der Natur nicht gemäß, denn sonst müßte es uns ins Herz geschrieben seyn. Ich empfinde davon nichts.

Ey, Nichte, wer sollte diese verteufelten Principia in Euch suchen! Schämet Euch! Der Mann ist des Weibes Haupt, sagte meine selige Großmutter: tröste sie Gott in der Erde!

So nehmen Sie den milzsüchtigen Lautensack, und lassen sich von ihm aufzäumen, und nach seinem Willen lenken! Ich mag ihn nicht.

Aber Junker Säugling, nicht wahr. Das wäre ein Mann, nach Eurem Herzen?

Kann leicht seyn. Er ist zärtlich, geschmeidig, und

und macht seiner künftigem Frau wohl in einer Stunde mehrere Reverenze, als sie im ganzen Jahre braucht. Aber ich denke an keine nähere Verbindung mit ihm. Wer weiß, wo er sich einmal fangen läßt! Wenn ich nur wüßte, wer der alte Magister wäre, den er bey sich hat. Er siehet aus, wie der Englische Zuschauer. Herr **Rambold** sagte mir, es sey der neue Messias.

Rambold ist ein Narr. Würde wohl der neue Messias eine solche abscheuliche Peruque tragen? Lassen Sie sich nichts aufbürden. So viel merke ich, daß er über alles, was er hier siehet, große Augen macht. Er muß mit der großen Welt noch nicht bekannt seyn. Meinen Sie wohl, daß er pointiren wollte, ob ihm gleich Madam — sehr höflich darum bat? Bey einem solchen alten Gecken fiel mir der Selbstmord ein.

Warum der Selbstmord?

Weil er nicht spielet, und weil er seiner Frau auch kein Spielgeld geben, und ihr alle andere Lustbarkeiten, die hier gewöhnlich sind, verbieten wird. Was sollte man mit einem solchen Klotze anfangen, das keine Karten, keine Bälle, und keine Komödien liebt?

Wie könnet Ihr aber von einem solchen alten Herrn fordern, daß er solche Possen mitmachen soll.

Possen? Daß bitte ich mir aus, daß Sie die schönsten Amusements in Hamburg, ja in der ganzen Welt, keine Possen nennen.

Indem traten **Sebald**, **Rambold**, und der kleine

Goldschatz Säugling, welche Herr **Jost**, zum Schmause, großgünstig gebeten hatte, ins Zimmer, und nun wurde das Gespräch allgemeiner. Ich will die Namen der Personen, die sich hier unterreden, vorsetzen.

Zwölfter Abschnitt.

Die Personen.

Herr Jost, ein Kaufmann.
Madam **Elisabeth**, seine Frau.
Wilhelmine, seine Tochter.
M. **Sebald**.
Rambold.
Säugling.
Lautensack, ein Gelehrter.
Mamsell **Agnes**, die Schwester von Madam Elisabeth.
Dick, ein Kapitalist.
Ein Bedienter.

Wilhelmine. (Zu Sebalden)

Das heißt zur rechten Zeit gekommen, Herr Magister! Ich disputire hier mit meiner Mamsell Tante. Sie verdammt das Spiel, die Komödie, die Bälle, und ich sehe sie als den edelsten Zeitvertreib an, den sich ein Mensch machen kann. Wer hat Recht von uns beyden?

Sebald.

Sebald. Die Komödie, das Spiel und der Tanz, ist freylich ein Zeitvertreib, Mamsell; allein, wer wird die Zeit, in der uns jeder Augenblick kostbar seyn muß, damit vertreiben! Darf ich frey reden? Doch ja; Sie haben mir die Erlaubniß dazu gegeben. Wie kann ein mühseliger und beladener Christ mit gutem Gewissen den Schauplatz besuchen, wo man sich der Welt gleich stellet, und zur Eitelkeit verleitet wird?

Wilhelmine. Ich bin weder mühselig, noch beladen. Wer das ist, der bleibe zu Hause! Es wird niemand gezwungen, in die Komödie zu gehen, sondern man muß noch Geld dazu geben, wenn man ein Schauspiel mit ansehen, und sich daselbst ein lehrreiches Vergnügen machen will. Sind Sie nicht selbst mit uns in der Komödie gewesen?

Sebald. Das bin ich; allein ich gab nicht auf das Stück Achtung, sondern dachte einer gewissen Stelle aus der Offenbarung Johannes nach.

Wilhelmine. Da giengs auch am besten an. Ueber eine Stelle aus der Offenbarung in der Komödie! Ha! ha! ha!

Sebald. Lachen Sie nicht, Mamsell! Ich muß izt mit in die Komödie gehen, weil es die Umstände so erfordern, sonst gienge ich lieber in die Kirche, oder bliebe zu Hause, und studirete. Deswegen verdamme ich die Schauspiele nicht. Erlauben es unser Amt und Stand, versäumen wir unsere übrigen Geschäfte

nicht

nicht dabey, bringen wir unser Hauswesen nicht in Unordnung, wohnen wir nicht gleichsam im Komödienhause, so findet ein vernünftiger Mensch dort Gelegenheit, sich, auf ein paar Stunden, zu vergnügen, zumal, wenn die Musik von einem Meister komponiret ist, und von Meistern aufgeführet wird. Ich werde dadurch nicht schlimmer, aber auch nicht besser, als ich wirklich bin.

Rambold. Ein Mann, wie Sie, Herr Magister, kann nicht besser werden, als er schon wirklich ist. Meine Tugenden aber die wachsen und gedeihen in der Komödie unvergleichlich. Das hiesige Theater ist gut eingerichtet, und die Stücke sind gut gewählet und auch gröstentheils gut besetzt. Wie erbaulich ist es also nicht, wenn die Freundschaft, die Liebe, die Großmuth, zum Besten der Tugend, auf der Bühne, reitzend vorgestellet, die Scheinheiligkeit, der Aberwitz, die Tadelsucht ꝛc. lächerlich gemacht wird. Man bewundert zugleich den geschickten Akteur, die schöne Aktrice, die lebendige Schildereyen seyn, und durch ihren Vortrag sehr oft jeden matten, alltäglichen und lächerlichen Gedanken des Dichters erträglich machen müssen. Schade ist es, daß nicht jedermann in die Komödie gehen kann!

Herr Jost. Behüte Gott, was würde daraus werden, wenn alle Handwerker und Tagelöhner den Schauplatz wöchentlich fünfmal besuchen wollten! Nein, die müssen beten und arbeiten. Mich sieht

man

man selten daselbst, weil ich zu Hause genug zu thun habe, hingegen gönne ich meiner Frau und Tochter dieses Vergnügen desto lieber, weil ich weiß, daß sie Geschmack daran finden.

Lautensack. Es finden viele Personen Geschmack an den Schauspielen, die gar keinen Geschmack haben, und die weder den Knoten noch die Auflösung, noch die ganze Einrichtung der Fabel und die Sittenlehren, die unmittelbar daraus herfliessen sollen, finden und richtig beurtheilen können. Wer die Regeln des Schauplatzes nicht kennt, und kein kritisches Auge hat, sollte ihn nicht besuchen.

Wilhelmine. So müßten Sie ihn nur ganz alleine besuchen; allein die Schauspieler würden hungrig sterben, wenn sie von dem Gelde drey oder vier elender Kunstrichter leben sollten. Ihren Geschmack habe ich nicht, und mag ihn auch nicht haben. Sie loben Stücke, die mir mißfallen, und tadeln immer die schönsten.

Lautensack. Haben Sie den Aristoteles gelesen, Mamsell?

Wilhelmine. Was ist das für ein Narr?

Lautensack. So können sie denn auch von keinem Stücke urtheilen. — Sie können nicht einmal den Knoten finden.

Agnes. Hat die Komödie auch Knoten? Das sollte ich gar nicht meinen. Um solche Dinge bekümmere ich mich nicht, sondern ich lache mich nur recht

satt, und des Nachts kommen mir die Possen alle wieder im Traume vor.

Wilhelmine. Schon wieder Possen? Mäßigen Sie doch Ihre Ausdrücke! Sie versündigen sich in der That.

Jost. Zankt euch nicht, ihr Kinder! Die Kmödie ist gut, allein alles hat seine Zeit. Ich lobe mir Sonntags, wenn ich nicht etwa einen Sack voll Geld zu zählen habe, ein Spielchen.

Sebald. (Hub seine Hände in die Höhe) Sonntags ein Spielchen? Ey, da sollte man anbeten und Gott in seinem Tempel dienen!

Jost. Das thue ich auch. Ich bete und singe, aber, Nota bene, zu Hause. In kann das Gemauer nicht vertragen, weil ich oft mit dem Podagra beschweret bin, und das könnte mir die Zugluft in den Magen treiben. Dafür nun danke ich: ich kann meinen Magen nicht wohl entbehren.

Rambold. Wenn das ist, so haben Sie eine rechtmäßige Ursache, sich zu schonen, und können also mit gutem Gewissen in ihren vier Pfählen lombern.

Jost. Das thue ich auch, und habe deswegen doch allerley gute Gedanken dabey. Meine Tochter ist auch eine große Liebhaberin davon, und spielet oft sehr glücklich.

Lautensack. Wenn es solche Spiele sind, die man sonst Probiersteine des Gehirnes nennt, so wende ich nichts darwider ein. Man sieht dabey, wie weit sich das Judicium des Andern erstreckt. Wil-

Wilhelmine. Was sind denn das für welche?

Lautensack. Das Schachspiel, welches Karl der Grosse, Tamerlan und Leo der Zehnte, lauter große Geister, als einen Zeitvertreib für denkende Köpfe ansahen.

Wilhelmine. Sie haben 'einen großen Geist vergessen, Herr Lautensack. Sich hätten Sie billig zuerst nennen sollen. Tamerlan ist gewiß nicht so gelehrt gewesen, als Sie.

Rambold. Noch viel weniger sind es die Bauern in dem Halberstädtischen Dorfe Stroepke, die rechte Meister im Schachspiel sind.

Agnes. Mariage und das Gänsespiel spiele ich am liebsten.

Rambold. Die sind nicht zu schwer und zu philosophisch.

Hier machte ein Bedienter die Thür auf; der ehrliche Dick stolperte über die Schwelle und fiel ins Zimmer, so, daß er weiter nicht nöthig hatte, eine Verbeugung zu machen. Wir huben ihn mit gesammter Macht auf: denn Dick ist ein schwerer Mann, und sein Bauch mag wohl zwey Ellen im Durchschnitt haben.

Dick (zu Josten). Bons Vesper, Herr Bruder! nimm es nicht übel, daß ich so gerade zugehe. Der verdammte Leichdorn ist mir immer im Wege. Jost, hast du nicht ein paar Pantoffeln bey der Hand? Mein Schlafrock liegt in der Kutsche, laß ihn doch

heraus

herauf holen; ich möchte mirs gern recht bequem machen, sonst schmeckt mir kein Bissen. Lassen Sie sich nicht stöhren in Ihrem Gespräch!

Lautensack. Unsere meisten Damen und Demoisellen sind vom Spiel zu sehr eingenommen. Ich kenne eine Dame, die in einem Abend achthundert Mark auf einmal verlohr. Deren ihr Mann dürfte ich nicht seyn.

Wilhelmine. Die Dame wird sich Sie auch nicht zum Manne wünschen. Was wollte sie wohl mit einem solchen Grillenfänger machen?

Lautensack. Der Grillenfänger würde sie lehren, wie sie ihr Geld sparen, und ihren guten Mann nicht zu Grunde richten sollte. Sie fährt noch immer fort, ansehnliche Summen auf ein Blatt zu setzen, und Sie werden nächstens von einem Bankrott hören. Sie läßt sich in Gesellschaft mit Spielern von Profeßion ein, die nicht selten Betrüger und Spitzbuben sind, oder auch mit jungen Stutzern, die etwas Geld an sie verliehren, damit sie ihre Liebe gewinnen mögen.

Wilhelmine. Sie ziehen also ihre Tugend in Verdacht.

Lautensack. Ich rede nicht von dieser Dame, man hat aber Exempel, daß Weiber auf diese Art sind gefangen worden. Denn verspielet eine Frau an einen liederlichen Kerl mehr, als sie zu bezahlen im Stande ist, und dieser dringt auf die Bezahlung, so

ver=

versucht sie es, ob er sich anstatt des Geldes mit einer Galanterie will befriedigen lassen. So ist es, und ich kenne die Welt.

Wilhelmine. Und zwar nur auf der unrechten Seite.

Lautensack. Die schlechte Seite ist die größte.

Wilhelmine. Ich glaube, ich werde Ihnen gram, wenn Sie so fort raisonniren.

Lautensack. Recht gut sind sie mir ohnedem nie gewesen, zumal seitdem ein gewisser — (hier that er einen Seitenblick auf Säuglingen).

Wilhelmine. Sie haben Recht! Ich schätze jeden nach seinen Verdiensten. Herr von Säugling, Sie sagen ja kein Wort zu unserer Disputation, und doch möchte ich ihr Sentiment gar zu gerne wissen. Welches Divertissement lieben sie denn vorzüglich?

Säugling. Das Sie lieben. Mir gefällt alles. Das größte Vergnügen finde ich in der Gesellschaft einer schönen Freundin, ich mag nun entweder auf dem Lande, oder in der Stadt, mit ihr seyn. Das Landleben hat einen besondern Reitz für mich. Dort setzt man sich in einem stillen Hain mit seiner Schöne nieder, und mit Entzücken denk ich noch daran:

Die Nachtigall sang Liebeslieder,
Wir hörten zu, sie sang
Uns beyde, mich und sie,
In zärtlicher Melancholie,
Und Freund, da schlang
Ich meinen Arm vertraulicher um sie.

Sie hinderte mich nicht;
Ich gab den ersten Kuß, da stieg
Ein artig Roth in ihr Gesicht.
Ich bat sie, mir ihr Herz zu schenken;
Sie schenkt es mir. O angenehmer Sieg!
O süßes Angedenken.

Wilhelmine. Erzählen Sie das von sich selbst? Ich glaubte, Sie wären noch völlig frey?

Säugling. Ich singe es nur mit dem Dichter.

Wilhelmine. Das ist was anders.

Dick. Jost, was essen wir diesen Abend?

Jost. Das weiß meine Frau, ich bekümmere mich nicht darum.

Mad. Elisabeth. Fische und einen Truthahn setze ich Ihnen vor.

Dick. Lassen Sie nur den Truthahn recht herum drehen, damit er fein schwitzen und mürbe werden möge. Ich nahm Freßtropfen ein, ehe ich fort fuhr, und mich hungert wie ein Wolf. Sie haben doch mehr als einen Truthahn? Der Mann einen Vogel, wie man im Sprichwort sagt.

Jost. Bruder, der Todt frißt aus dir. Ich will dich indessen schon satt machen.

Mad. Elisabeth. Trösten Sie Ihren Magen nur auch mit einer Pastete.

Dick. Was hat die im Leibe?

Mad. Elisabeth. Rebhüner.

Dick. Wieder gut! Womit weiter?

Mad. Elisabeth. Mit Karpfen.

Dick. Haben sie große Köpfe?

Jost. Wie die Ochsen — oder, daß ich nicht lüge, so groß, wie du.

Dick. Potz tausend, die sind just recht! Schwatzt fort, Ihr Herren!

Jost. Schwatz doch auch mit! Du sitzt dort wie ein Stock.

Dick. Es ist lauter Schnickschnack, den ihr vorbringt; was der junge Herr da vom Landleben sagte, gefiel mir noch am besten. Da kann man doch fein ruhig essen, trinken und schlafen. In der Stadt werde ich oft bey Tische und auch des Nachts durchs Rasseln der Kutschen im Schlafe gestöhret.

Jost. Dacht ichs doch! Du bist doch ein recht träger Bursch. Des Fressens wegen lobt der Herr von Säugling das Land nicht.

Säugling. Eigentlich nicht, sondern ich übersehe dort ein Feld voll Wonne, lege mich unter einen Baum, den man die Freyheit gelassen, zu wachsen, wie er wollte, werde durch eine rauschende Quelle eingewiegt, fühle im Traume den sanften Einfluß des Frühlings, und träume von meiner Phyllis. Welches blühende Kolorit um mich herum!

Vertraut mit der geselligen Natur,
Leb ich auf einer stillen Flur,
Und da besuchet mich die Freude, nicht von Schimmer
Verkündiget, verkündigt von Gefühl.
Und willig kömmt zu einem Saitenspiel
Die Weisheit, wenn in seinem Zimmer,
Ein Skotus sie tiefsinnig suchen muß.

Mir gehen Sonnen auf und nieder,
Mir blühen täglich Blumen wieder,
Mir singt der Wald, mir rauscht der Fluß;
Und alle Freuden,
Die Wenige verstehn, und Wenige beneiden,
Die Viele durch sich selbst entweihn,
Sind alle mein.

Man muß aber den feinsten Geschmack besitzen, wenn man —

Dick. Den besitz ich, Gott sey Dank! und ich wünschte, daß der Truthahn schon gar wäre.

Diese Unterredung wurde von dem hungrigen Dick noch zetlichemal unterbrochen. Seine Freßbegierde war ausserordentlich groß, und beunruhigte ihn, und alle, die mit ihm zu thun hatten. Man machte sich das schalkhafte Vergnügen, ließ eine Schüssel auftragen, und zugleich einen fremden Herrn anmelden, der, dem Vorgeben nach, mit speisen wollte, und gar nicht existirete. So müssen wir, sagte Jost, noch eine halbe Stunde warten. Noch eine halbe Stunde, versetzte Jost. Ey so wollte ich, daß —! Bruder, ich fahre wieder nach Hause; hier will ich nicht verhungern. So setze dich her! fuhr Jost heraus, und nimm ein paar Löffel voll Suppe zu dir, damit du nur nicht umfällst! Nu, wenn das ist, so will ich ohne Komplimenten zulangen. Darauf rückte er näher, nahm die Terrine, in welcher für dreyzehn Personen Suppe war, vor sich, und leerete sie mit dem Vorlegelöffel glücklich

aus

aus, speisete auch ein ganzes Huhn dazu. Das war nur, wie er sich ausdrückte, zur Vernüchterung: denn die rechte Mahlzeit hielt er mit uns. Unglücklich, meinete Sebald, würde dieser Mann seyn, wenn ihn Gott nicht zum Kapitalisten gemacht hätte: denn sonst taugt er zu gar nichts. Wer hat aber auch nicht seine herrschenden Leidenschaften! Jost, z. E. liebete die Mäßigkeit, weil er wußte, daß man sich reich hungern, und das Leben zugleich verlängern konnte. An den Tod dachte er allemal mit Furcht und Schrecken, Rambold erlustigte sich auf verschiedene Art. Eine gute Tafel, ein schönes Frauenzimmer, das Spiel, die Lektüre u. s. w. erfreueten seinen Leib und seine Seele. Eben so verhielt sich Säugling; nur, daß dieser eine größere Delikatesse besaß, und nur Marianen, Wilhelminen und Leckerbissen liebete, wenn jener mit einem Kammermädchen sich die Zeit vertrieb, und hernach ein Pfund westphälischen Schinken verzehrete. Rambold war also kein Kostverächter. Sebald konnte satt seyn, und auch Mangel leiden. In Leipzig gewöhnete er sich das Essen und Trinken fast gar ab, und, nach veränderten Umständen, mästete er sich wieder. Er würde noch besser bey Leibe gewesen seyn, wenn ihn nicht bald der Anfall einer verliebten Sybille, bald eine gute oder traurige Nachricht beunruhiget hätte. Itzt, da er eben mit vielem Appetite speisete, erhielt er einen Brief vom Buchhändler Hieronymus. Dieser

ser Freund schrieb ihm: Dr. Stautzius ist gestorben, begraben —. In seinen letzten Stunden habe ich ihn, als ein treuer Nachbar und desgleichen, besucht und Trost zugesprochen. Der Kasten, sagte er zu mir, in den sie mich steckten und hierher führeten, hat mir den Rest gegeben; Gott verzeihe es ihnen! Er tadelte mich nicht alleine, sondern auch die göttliche Vorsehung. Sollte ein Mann, wie ich, sagte er, und machte ein abscheuliches Gesicht dazu, nicht länger leben, und die glücklichsten Tage von der Welt haben? O Gott, ich kann noch nicht sterben! welcher Verlust für das Fürstenthum und die ganze Kirche, wenn ich so plötzlich davon muß! Ursel, liebste Frau, falle auf die Kniee nieder und bete! Das Gebet der Gerechten, für einen Gerechten, vermag viel, wenn es ernstlich ist. Und das muß es seyn: denn ich bin Doktor der heiligen Schrift und dein Ehemann. Bete alta voce, distincte, Ursel. Auch Sie, meine Freunde, (der Präsident und ich) werden für die Verlängerung meines Lebens mit beten, wenn Sie die reine und unverfälschte Lehre hochschätzen und noch länger behalten wollen. Sie können auch hinterher einen Choral anstimmen. Wir versprachen, daß wir es zu Hause thun wollten; ich habe es aber in der That vergessen. Ob es der Präsident gethan, weiß ich nicht. Kurz, Stautz fuhr ab, und es ist ein Glück für ihn, wenn die Höllenstrafen nicht ewig sind. Ich bin von dem geheimen Rath **

gefragt

gefragt worden, ob ich nicht wüßte, wo Sie sich aufhielten, und da ich solches bejahete, so gab er mir einliegenden Brief an Sie. Antworten sie ihm bald. Noch eins: Tuffelius konnte nicht gerettet werden, ob sich gleich sein Schwiegervater alle mögliche Mühe gab. Er mußte fort, und schenkt itzt auf einem Dorfe in der Nachbarschaft Bier und Branntewein, und handelt dabey mit Pech und Schwefel. Ich kehrete neulich bey ihm ein, und fand ihn sehr niedergeschlagen. Er kannte mich, ließ sich aber in kein Gespräch mit mir ein. Das Amt ist, wie ich höre, bereits wieder vergeben. Sie hätten es annehmen können, doch vielleicht erhalten sie bald ein wichtigers. Nächstens besuche ich den Herrn von Säugling wieder, und sehe zugleich, wie sich Mamsell Mariane befindet. Machen Sie ihrem Bräutigam meine Empfehlung.

Was ist das? fragte Jost. Warum hat man den Superintendent in einen Kasten gesteckt? Sebald erzählete hierauf Dr. Stautzens unglückliche Heimreise zum Vergnügen aller Anwesenden, und dabey fiel Lautensacken eine Parallelhistorie ein, die also lautete: Ein Bekannter von mir, fieng er an, der noch in seinen alten Tagen gern mit artigen Weibern spaßet, verliebte sich in die Madam ***, klagte seine Pein, machte ihr einige Geschenke, und sie war so mitleidig und erhörete ihn auch. Eine solche kleine Galanterie, dachte sie, hat nichts zu bedeuten.

Wer sieht es denn! machens doch andere Weiber, die nach der Mode leben, auch so! wenn nur mein Mann nichts davon erfährt! das wird er auch nicht: denn er ist Abends selten zu Hause, sondern geht zum Weine, und dann — warum soll ich just bey der Magd und bey der Katze alleine zu Hause sitzen! ich will mir auch einen lustigen Zeitvertreib anschaffen. Herr **Martin Quast**, so hieß der Bekannte, machte also seine verliebte Aufwartung bey Madam ***, so oft, als ihr Mann des Abends in Gesellschaften, beym Weine das Staatsinteresse von Deutschland und Polen ein wenig beherzigte, oder auch Solo spielete. Das ließ er sich gar nicht einfallen, daß seine Frau indessen mit Herr Quasten schwazte. Er wüßte es auch noch nicht, wenn dies Geheimniß nicht folgender Gestalt entdeckt worden wäre. Madam *** schickte einstens, da ihr Quast etwas im Vertrauen stecken wollte, ihre Magd nach Weine, und diese kam spät damit zurücke. Wo seyd ihr Nickel, war der Willkommen, so lange geblieben? Seyd ihr einmal bey euren Kerl gewesen? Gebt Achtung, ich will euch —! Bey mir muß alles ordentlich und ehrlich zugehen!

Die Magd hörete diese Buspredigt ganz gelassen an, setzte sich über ihr Feuerkästchen, räucherte sich, wie eine Gans, weiter fort, und überlegte dabey, was sie thun und lassen wollte. Welche Einfalt, Madam ***! die Magd, die um das ganze Geheimniß

wußte,

wußte, zu beleidigen! Nun, die Sache wird gut gehen!

Tags darauf suchte die Magd Gelegenheit, ihren Herrn alleine zu sprechen, und sie fand sie sehr leicht. Herr, fing sie an, ja, Gott vergebe mir meine schwere Sünde, so bald sie den Rücken wenden, so ist Herr Quast da, und besucht Madam. Warum er nicht kömmt, wenn Sie zu Hause sind, das wird er am besten wissen. Mir kanns nun zwar gleich viel seyn, allein ich bin eine ehrliche Dehren, und lasse mich keinen Nickel schelten. Verrathen Sie mich aber ja nicht! Madam würde mir sonst das Fell über die Ohren ziehen.

Du hast Erscheinungen, Mädchen! Das thut meine Frau nicht, daß sie von einer fremden Mannsperson in meiner Abwesenheit Zuspruch annehmen sollte; du redest es ihr aus Hasse nach.

Gewiß und wahrhaftig, ich will gleich auf der Stelle den Staar kriegen, wenn sie Herr Quast seit vier Wochen nicht alle Abende gevisentiret hat. Was sie mit einander machen, daß weiß ich nicht, und denke auch nichts Böses; allein mich deucht doch — ich mag nichts weiter sagen. Sie reden ganz sachte, daß man kein Wort verstehen kann, und trinken zuweilen ein Buttel Wein. Ich wollte, daß sie einmal unversehens kämen, und —

Hier hast du ein Biergeld; laß dich nichts merken! Morgen werde ich, nach Gewohnheit, aussteigen,

und sehr zeitig zurück kommen. Wenn Herr Quast bey meiner Frau ist, so gieb mir ein Zeichen. Fange aber deine Sache klug an.

Der Mann wurde zwar durch diese ganz unerwartete Botschaft in etwas beunruhiget, doch behielt er so viel Gegenwart des Geistes, daß er seiner Frau höflich begegnete, und zugleich den Entschluß faßte, den verliebten Quast zu züchtigen. Mein Schatz, sagte er, ich werde spät zurück kommen, weil ich dringende Geschäfte habe. Warte nicht auf mich, sondern gehe zu Bette.

Mein Kind, das wird nicht geschehen, und wenn ich auch bis nach Mitternacht sitzen sollte. Gehen Sie ins Herrn Namen hin! ich würde, ohne Sie, kein Auge zu thun, oder wenigstens nicht ruhig schlafen können. Sie wissen ja, wie zärtlich ich Sie liebe!

Ja, daß weiß ich. Wohl dem, dem Gott eine solche Frau bescheret!

Herr *** gieng ab, und nun trat Quast auf. Die Thür wurde verschlossen, wer ins Haus wollte, mußte anpochen, und ehe alsdenn jemand eingelassen wurde, so konnte das Theater verändert werden. Ein Akt war aufgeführet, und nun folgte der andere, den Quast und Madam nicht voraus sehen konnten.

Herr *** pochte ans Fenster, und nach etlichen Minuten fragte seine Frau, wer ist da? Ich bins, mein Kind, laß gleich aufmachen! ich will einige

Briefe

Briefe aus meinem Schranke holen. So bald, Schatz? Ja, ja, ich gehe hernach wieder fort. Nur fein geschwind!

Stellen Sie sich die Angst der beyden Verliebten vor! Wo sollte Quast hin? In die Kammer? Das gieng nicht an, denn da stand der Schrank, wo die Briefe lagen. Unter das Bette? Dazu war er zu dick. Herr *** hörte unter dem Fenster alle ihre Berathschlagung mit an. In der äussersten Bestürzung kroch Quast in eine große Kiste auf der Diele, und befahl seine Seele Gott. Diese Kiste konnte ohne Geräusch weder auf noch zu gemacht werden, so daß Herr ***, sobald man ihn einließ, sogleich ein Schloß vorlegte, und der Magd befahl, ein paar Karnschieber zu rufen. Was sollen denn die? fragte Frau ***, die einer Leiche sehr ähnlich sahe. Du wirst es gleich sehen. Die starken Männer kamen, setzten den Kasten auf einen Karren, und schoben ihn, nach Befehl, zu einer gewissen Person, die ich nicht nennen mag. Herr *** ging hinter her, und dort wurde der Kasten geöffnet. Hilf Himmel, welche Waare! wo kommen Sie da hinein?

Was sollte der Arme antworten? Welcher Schimpf, wenn man sich auf diese Art erwischen läßt! Weiter trieb Herr *** seine Rache nicht, die er doch viel weiter hätte treiben können. Auch seiner leichtsinnigen Gattin vergab er ihre Galanterie, und diese Großmuth brachte sie dahin, daß sie hernach

keine

keine Ausschweifung wieder begieng. Nicht alle Männer würden so philosophisch verfahren. Ich hätte den Kasten gewiß, am hellen Tage, bey der Börse, abladen und aufmachen lassen. Der Meinung, sagte Sebald, bin ich nicht: denn man lacht in solchen Fällen über den, der die Hörner macht, und auch über den, der sie trägt. Habe ich nicht recht, Herr Jost?

Vollkommen! Darf man aber auch lachen, wenn ich mir mit Willen Hörner aufsetzen lasse?

Mit Willen? Das ist ein unmöglicher Fall!

Nein, sondern ein Fall, der sich in unsern Tagen zugetragen. Der Mann mußte einen Erben schaffen, wofern er anders das Vermögen seiner Frau haben wollte. Er selbst war zu ohnmächtig, die Welt zu vermehren, und daher nahm er einen artigen jungen Menschen zum Substituten an, gab ihm hundert Dukaten, und dieser richtete sein Amt redlich aus.

Das hätte ich umsonst gethan, sagte Rambold.

Sebald gab Ramboldem einen Verweis, den dieser mit lachender Miene anhörete. Er, der in den verschiedenen Stationen seines Lebens die Seele aller Koketerien, Schmäuse und Trinkgesellschaften gewesen war, hatte einen viel zu vestgesetzten Charakter, als daß ihn Sebald hätte rühren und bekehren sollen. Er hatte eine männliche und einnehmende Bildung, war sehr wohl gewachsen, besaß Muth und Verstand, und liebete das schöne Geschlecht in seinen jüngern

Jahren

Jahren mit einer gewissen Delikatesse, die er nach und nach verlohren. Jost fragte: Haben Sie schon viele Mädchen geliebt, Herr Rambold?

Rambold. Etliche zwanzig, und zwar nur in Deutschland, wenn ich nicht irre. Die Französischen und Englischen rechne ich nicht dazu.

Jost. Das ist aller Ehren werth. Wie geriethen Sie denn in eine solche starke Bekanntschaft? Das geht doch sonst so leicht nicht an, es müßten denn lauter gemeine Drollen gewesen seyn, die sich gern bereden lassen.

Rambold. Hat man denn keine Jungfern-Mackler, welche uns ein Verzeichniß von einer Parthey solcher Waare geben können?

Jost. So wird es Ihnen an glücklichen und unglücklichen Liebesbegebenheiten nicht gefehlet haben?

Rambold. Nur eine davon fiel für mich sehr unglücklich aus, ob ich wohl gerechte Sache hatte, und die Unschuld vertheidigte. Es sollte, denke ich hinterher, so seyn, und mußte so seyn: denn nichts in der Welt ist Zufall, und kein Mensch kann seinem bestimmten Schicksal entgehen.

Jost. Wollen Sie uns diese traurige Geschichte nicht erzählen?

Rambold. Herzlich gern, Ich liebete vor einigen Jahren in B** ein Mädchen, ja ich liebe sie noch, welche unter denen, die ich jemals geliebt, das schönste und tugendhafteste ist. Ich wollte sie

heyra-

heyrathen, denn sie konnte mein Glück machen. Sie willigte ein, und auch ihre Mutter, nur ihr eigennützliger und grober Stiefvater war mir im Wege. Mein Herr, sagte er zu mir, als ich bey ihm um sie anhielt, Sie haben kein Vermögen, und ich lache über einen Schwiegersohn, der in keiner Kutsche angefahren kömmt. Ein ganz anderer Mann hat sich bereits angemeldet, ein vornehmer reicher Herr, mit dem Sie sich nicht vergleichen können. Bis auf Wiedersehen! Nehmen Sie diesen Korb mit!

Gleichgültig konnte mir diese Abfertigung nicht seyn; doch ließ ich mich nicht ganz aufbringen, sondern setzte nur den Hut in seiner Gegenwart auf, schlug mit der Hand an den Degen, und gieng, ohne Abschied zu nehmen, von ihm, und begab mich in ein Nebenzimmer, wo ich seine Frau antraf, welche unsere Unterredung mit angehöret, und noch immer, mit dem Ohr an der Wand, lauschte, was er, seiner Gewohnheit nach, mit sich selbst reden würde. Marsch, Kerl! sagte er, du bist nicht für mich. Kannst du den Wechsel bezahlen, den ich bezahlen soll? Ach, wie warm wird mir ums Herz, wenn ich ans Wechselrecht denke. Könnte ich meine Frau nur zur Raison bringen. Dieser Beelzebub von einem Weibe hat just so viel Religion, mich im Arrest verhungern zu lassen. Was fange ich an? Soll ich mich hinsetzen lassen? Das kann ich nicht, denn ich habe im Ansehen bey der Welt gestanden, und meine Feinde wür-

den

den sich über mein Unglück freuen. Ich muß das Aeusserste wagen, und wenn auch meine Seele ewig — Hier trat seine Frau, die sich unvermerkt von mir weggeschlichen, zu ihm ins Zimmer, und wurde übel empfangen. Was willst du? hieß es. Gehe in die Küche, wo du hingehörest, oder in die Kinderstube! Ich möchte alleine seyn, und du fällst mir beschwerlich. Hast du etwa einmal den Magenkrampf, so schicke zum Doktor. Was fehlt dir?

Sie. Du fehlst mir, deine Liebe fehlt mir. Du bist gar nicht mehr der Mann, der du sonst warest, und ich weiß nicht, was ich aus dir machen soll.

Er. Ja, das weißt du; unglücklich willst du mich machen.

Sie. Das will ich nicht; allein du hast mich bereits unglücklich gemacht — mein Vermögen ist größtentheils dahin — ich und meine Tochter sind zu bedauren.

Er. Ich also nicht? Deine Tochter könnte allen Schaden ersetzen, wenn sie —

Sie. Wenn sie die Maitresse eines Bösewichts werden wollte? Nicht wahr?

Er. Wenn nun auch! Man hat sehr vornehme Maitressen in der Welt gehabt, und hat sie auch noch.

Sie. Eine vornehme Hure ist eben nicht besser als eine gemeine. Meine Tochter soll eine ehrliche Frau werden, und keine —

Er. Vielleicht die ehrliche Frau des Kerls,

den ich alleweile die Thüre gewiesen habe? Komm du mir, ich will — Kurz, ich mag heute nicht mit dir disputiren. Weib, geh und bestelle deine Küche, und sage Christianen, daß sie artig seyn, und den Herrn von W** recht höflich begegnen soll.

Sie. Ich will sie schon unterrichten. (gehet ab).

Die Dame fand mich in der Gesellschaft meiner Schöne, und wir überlegten nun, was wir bey dieser kritischen Verfassung thun wollten. Nach meiner Meinung war keine Gefahr zu besorgen, denn man durfte keine Gewalt brauchen. Aber auch keine List? wandte die Mutter ein. Der Herr von W** ist ein ausgelernter Spitzbube, hat durch infame Künste die unschuldigsten Mädchen zu Grunde gerichtet, und wir müssen auf unsrer Hut seyn. Gut, Madam, auch auf diesen Fall wollen wir uns gefaßt machen. Ich bleibe hier in der Nähe, damit ich alles hören, und gleich bey der Hand seyn kann. Stille, sagte die Mutter, es kömmt jemand die Treppe herauf, sollte das der Schelm schon seyn? Er war es nicht, sondern ein alter Advokat, den Madam sogleich an der Stimme kannte. Sollte dieser nur von ungefehr erscheinen? Mit dem Herrn von W** ist er genau bekannt, und — doch wir werden es bald hören. Der Advokat hieß **Nickel List**, und der Stiefvater meiner Braut, **Mardorf**. Jener fragte beym Eintritte: Warum so melancholisch, so

finster,

finster, mein Herr? Ihre Frau Liebste ist doch nicht etwa gestorben?

Maxdorf. Nein, sie lebt noch, und ich fühle es, daß sie noch lebt. Ein verdammtes Weib! ein Maul, wie ein Schwerdt!

List. Stopfen sie Baumwolle in die Ohren! so mach ichs. Ist das also die Ursache; warum Sie so jämmerlich aussehen? Nein, es muß Ihnen noch was anders fehlen.

Maxdorf. Geld fehlt mir. Ich soll einen Wechsel von 3000 Rthlr. bezahlen, und das ist mir unmöglich. Sie wissen, wie es in solchen Fällen geht. Geld, oder Arrest!

List. Machen Sie sich ein wenig an die Seite. Ein offener Kopf, wie Sie, findet überall sein Brod.

Maxdorf. Dazu bin ich zu alt, zu ehrlich, und wer weiß, was noch mehr.

List. So schwören Sie den Wechsel ab. Schwören werden Sie doch können?

Maxdorf. Nein, das kann ich nicht; man würde mich auch nicht zum Eide lassen.

List. So machen Sie Ihre Religion zu Gelde, und werden Sie ein Jude.

Maxdorf. Zum Henker, ich kann mich im 50sten Jahre meines Alters nicht erst beschneiden lassen. Was würde mirs auch helfen? Ihre Vorschläge sind heute nicht nach meinem Geschmack. Können sie

mir 3000 Rthlr. leihen, so sollen Sie mein guter Engel.

List. Die habe ich nicht. Wer ist denn aber der Mann, der Ihnen so aufs Fell rückt?

Maxdorf. Der Herr von W**.

List. Der Herr von W**? Der ist ja sonst ihr bester Freund, kann denn der nicht warten?

Maxdorf. Er will warten, ja er will mir den Wechsel zurück geben, wenn meine Stieftochter —

List. Geben Sie sie hin! 3000 Thaler ist sie unter Brüdern werth.

Maxdorf. Das glaube ich, allein sie will sich nicht verhandeln lassen, und ausserdem hat sie sich schon mit einem jungen Narren versprochen.

List. Daran liegt nichts. Der Herr von W** sollte ihn ausstechen. Kann ihn denn Ihre Tochter nicht leiden?

Maxdorf. Sie verwünscht und verdammt ihn und seinen Anhang. Unter uns gesagt, er will sich nicht mit ihr kopuliren lassen, sondern nur als Maitresse zu sich nehmen.

List. Sie stößet sich vielleicht an das Wort Maitresse. Lassen Sie mir das gute Kind rufen, und begeben Sie sich alsdenn in Ihr Kabinet. Sie verfahren vielleicht zu hart mit ihr. Ein Mädchen muß überredet aber nicht gezwungen werden.. Sie wissen, ich heisse **Nickel List.**

Meine Schöne erschien. Ihre Frage war: Was

belieben

belieben Sie? Ich glaubte meinen Vater hier zu finden.

List. Er wird gleich kommen, der rechtschaffene brave Mann. Sie lieben ihn doch, Ihren Herrn Vater?

Christiane. Woher die Frage? Hat sich mein Vater über mich beklaget?

List. Ja, mit Thränen. Sie könnten ihn retten und wollen nicht. Warum, englische Mamsell, nehmen Sie einen gewissen Vorschlag nicht an, den man Ihnen gethan hat?

Christiane. Welchen Vorschlag? Des Herrn von W** seine Maitresse zu werden? Verdammt sey der Vorschlag, und auch der, der ihn gethan!

List. Nicht zu hitzig, liebstes Kind! Der Herr von W** will Sie heyrathen, aber nur ohne Umstände, ohne vorher eine gewisse Ceremonie mitzumachen, welche nur noch von gemeinen Leuten beobachtet wird. Ein alter Edelmann bindet sich nicht an die Kirchenordnung. Wer sieht in großen Städten darauf, wie ein paar Leute zusammen kommen und mit einander wirthschaften! Sie sind, wie ich höre, von einem jungen Taugenichts eingenommen? Lassen Sie den immer fahren, und retten Sie Ihren Herrn Vater.

Christiane. Wovon?

List. Vom Arrest, vom Tode.

Christiane. Er ist ein Mann, er muß sehen,

wie er sich aus einer Schwierigkeit heraus wickelt, in die ich ihn nicht gestürzt habe. Die Pflicht einer Tochter verlangt nicht, daß sie ihrem Vater auf Kosten ihrer Ehre dienen soll. Und wäre der Herr hier, von dem Sie vorhin so verächtlich gesprochen, so würden Sie sehr schlimm ankommen. Länger kann ich mich bey Ihnen nicht aufhalten. Sagen Sie meinem Vater, was Sie gehört haben. (Gehet ab.)

Maxdorf brausete aus dem Kabinet heraus, seine Flüche flogen in der Stube herum, und nach etlichen Minuten erschien auch der Herr **von W****, und erkundigt sich bey **Maxdorfen**, ob seine Tochter den Vorschlag annehmen wollte. Nein, war die Antwort. Gut! so bezahlen Sie mir den Wechsel, oder — der Zorn verschloß ihn den Mund. Allerliebster Herr Baron, rief der Vater, zürnen Sie nicht auf mich. An mir liegt es, hol mich der — nicht, daß **Christiane** nicht schon die Ihrige ist. Fragen Sie unsern Freund **List** hier. Er und ich konnten nichts bey ihr ausrichten.

Von W.** Wie, ein paar Schlauköpfe, wie Sie, können ein junges unerfahrnes Mädchen nicht überreden, nicht überlisten. Sie verstehen entweder Ihr Handwerk nicht, oder wollen es nicht verstehen.

Maxdorf. Ey, so lehren Sie uns doch die Kunst, wie man ein solches ungezogenes Ding bändigen kann. Nur wünschte ich auf Ihrer Seite —

Von W.** Was wünschen Sie?

Maxdorf. Mehr Aktion.

Von W**. Bin ich unthätig geblieben? Habe ich nicht alle mögliche Schmeicheleyen an ihr verschwendet, und ihr Dinge versprochen, die ich einer Gräfin nicht halten würde? Gerade heraus, was wendet Ihre Tochter gegen mich ein?

Maxdorf. Sie wissen ja, wie junge Mädchen sind — der Liebhaber soll immer nach ihrem Fuß ausgemünzt seyn.

Von W**. Also setzt sie an meiner Person etwas aus. Sapperment, ich kann mich produciren. Kennen Sie einen Kavalier, den Sie mit mir vergleichen können? Meine Bildung, mein Wuchs, mein Verstand, mein Vermögen werden von jedermann erhoben, und ich sollte mich von einer Grissette verachten lassen?

Maxdorf. Sie sind in der That der schönste Edelmann in der Welt, und ich glaube, eine Prinzeßin würde sich eine Ehre daraus machen, von Ihnen geliebt zu werden.

Von W**. Das glaube ich auch. Hören Sie, mon cher, es muß mir ein Kerl im Wege seyn; ein Kerl, den ich vielleicht nicht zu meinen Bedienten machte. Welcher Schurke ist mir fatal?

Maxdorf. Er wird nicht wieder kommen.

Von W**. Sehen Sie, daß ich rathen kann? Immerhin, schlechten Leuten gehe ich nicht ins Gehege. Geben Sie mir mein Geld, und behalten Sie Ihre Christiane.

Marxdorf. Um Gottes Willen, Herr **von W****, verlassen Sie mich nicht! Was würde aus mir Armen werden! Wenden Sie List und Gewalt an! ich lasse Ihnen freye Hand.

Von W.** Speisen wir allein?

Marxdorf. Sie, Herr **List** und **Christiane** speisen mit einander. Meine Frau ist krank, tiefsinnig, närrisch, und just zur gelegenen Zeit.

Von W.** So führe ich einen Plan aus, der mir Ehre machen soll. Einmal überwunden, allemal überwunden. Nur Ihren väterlichen Konsens bitte ich mir aus, wenn uns etwa Ihre liebe, kranke und milzsüchtige Frau Turbas machen sollte. Mich deucht, ich errieth sie.

Marxdorf. Seyn Sie ohne Sorgen! Heute bleibt sie gewiß im Neste liegen, und ich bin einmal Herr in meinem Hause. Es pocht jemand, wer muß das seyn?

Es war der Doktor **Baldrian**, welcher Madam **Marxdorf** besucht hatte, und bey dieser Gelegenheit noch ein paar gelehrte Anmerkungen über ihre Krankheit machen wollte. Er schwur, daß die Ohnmachten von einem ehelichen Zwiste herrührten, rühmete seine medicinischen Verordnungen, versprach, sie mit Gottes Hülfe bald wieder herzustellen, und bat **Marxdorfen**, daß er seine Frau besuchen und sich mit ihr aussöhnen möchte.

Marxdorf. Hat das böse Weib von mir raisonnirt?

nirt? Ich bin kein Krankenwärter; und Sie, Herr Doktor, sollten sich nicht in Dinge mischen, die Ihnen nichts angehen. Heute kommen Sie mir zur ungelegenen Zeit, weil ich mit diesen Herren hier wichtige Dinge auszumachen habe. Halten Sie sich also nicht auf! Wer weiß, ob Sie nicht noch andern Närrinnen an den Puls fühlen müssen!

Der Doktor, der nunmehro sahe, daß man ihn gern los seyn wollte, setzte seinen Stab weiter fort. Auf der Treppe begegnete ihm **Christiane**, und ließ sich mit ihm in eine Unterredung ein. Herr **von W**** ist ein liederlicher Junker, und, seiner Bubenstücke wegen, sollte er schon längstens am Galgen hängen. Sie und Ihre Frau Mutter bedaure ich — zu Ihrem groben Stiefvater komme ich nicht wieder.

Christiane besuchte mich darauf in ihrer Zelle, und wir spieleten Pantomime. Sie erschrack, und wußte noch nicht warum. Einige Ausdrücke des Herrn **von W**** waren zweydeutig, andere sehr grob, und ich dürstete nach Rache. So bald sie wieder mit leisem Tritt abgegangen, war ich ganz Ohr, und vernahm, daß die Bösewichter ein Gespräch von der Religion hielten. Der Junker bekannte, daß er gar keine habe, und behauptete, daß eine jede den Menschen blödsinnig und furchtsam mache. Ich, setzte er hinzu, lebe als ein Kavalier, und so will ich auch sterben. Heute mag ich indessen nicht an den Tod denken, damit ich nicht melancholisch

werde, und **Christianen** desto besser bezaubern kann. Es ist ohnedem schon sehr finster in meiner Seele, und wenn es nicht lichter wird, so spiele ich heute meine Rolle sehr schlecht. Ich empfinde eine geheime Angst, und errathe die Ursache nicht — Gut, Bursch, (sein Bedienter brachte etliche Flaschen Wein) du landest zur rechten Zeit an. Schenke ein, ich will den Leib stärken, und der Seele ihre Zweifel vertreiben. Besuchen Sie (zum Maxdorf) Ihre kranke Frau, ehe sie der — holet.

Maxdorf gieng ab, und nunmehr wurde der gottlose Rath beschlossen. Sehen Sie, Herr **List**, sagte der Baron, in dieser Bouteille ist Madera für **Christianen**. Sie stellen den Hofmarschall vor, und müssen die Gesundheiten ausbringen. Wenn sie nur drey Gläser voll davon trinkt, so ist sie geliefert. Fangen Sie die Sache klug an. Still! itzt kömmt der Wechsel in Natura. (So nannte er meine Christiane.) Ja, ja, es ist unsere schöne Köchin, die mit uns speisen will.

Christiane. Ich, Ihre Köchin? Wie siehts hier aus? (Vermuthlich legte sie den Finger an die Stirne).

von W.** Sie werden doch einen witzigen Einfall verstehen?

Christiane. Rechnen Sie sich denn unter die witzigen Köpfe?

von W.** Warum nicht? Ich bin am Hofe gewesen, und habe mehr als in einer Sphäre geglänzet.

Mir

Mir sind wichtige Stellen aufgetragen worden, und ich schlug sie alle aus. Ach, was könnte ich nicht seyn, wenn ich es hätte seyn wollen!

Christiane. Wären die Hofnarren nicht abgeschafft, so hätten Sie Ihr Glück machen können.

Maxdorf. Grobes Mädchen! kein Wort weiter, oder ich vergreife mich an dir! Weist du wohl, daß du einen Herrn beschimpfst, der mich und dich glücklich machen will?

Christiane. Bin ich unglücklich, so sind Sie, Papa, daran Schuld, und Sie werden am besten wissen, wo meiner Mutter ihre Kapitalien geblieben sind. Nun soll ich, nach Ihrer Absicht, etwas verliehren, das nicht wieder ersetzt werden kann. Gut, das Spiel geht zu Ende, und es wird sich eine Person finden, die sich meiner annimmt.

Maxdorf. Gehe mir aus den Augen, Unverschämte!

von W** Nicht zu heftig, Freund! Einer solchem Schöne vergebe ich Alles, und zur Versöhnung küsse ich ihr den Mund, Brust, Hand —

Christiane. Zurück, Monsieur! ich bin keine von ihren alten Mägden. Sie sind kein Freund von wichtigen Ceremonien, und ich lache über die kleinen. Trösten Sie sich mit diesen Worten unter einander, ich werde gleich wieder bey Ihnen seyn.

Tod und Verdamniß mögen mich treffen, wenn ich diese Beleidigung einstecke! So bin ich noch nie

beschimpft

beschimpft worden. Das hätte bey mir kein Chapeau sagen dürfen! Warte, Mamsell, dich will ich bezahlen! Du sollst dafür büßen! Du raubest mir meine Ehre; so will ich dann die deinige rauben. Herr Maxdorf, es bleibt bey der Abrede. Ich stelle mich, als wenn sie mir gleichgültig geworden wäre — sie aufgegeben hätte, und so besiege ich sie gleich nach Tische.

Indem die Teufel tobeten, und die Hölle zu bewegen suchten, so tröstete ich Christanen. Was wir verabredeten, sollen Sie aus dem Erfolg der Geschichte sehen. Sie gieng wieder in der Versammlung der Sünder, und bat, daß sie zu ihrer sterbenden Mutter kommen möchten.

Maxdorf. Was will das alte Fell? Mich noch in ihren lezten Stunden peinigen, nicht wahr?

Christiane. Liebster Papa, wenn Sie mich lieben, Herr von W**, Herr List, wenn Sie Freunde von mir sind, so geben Sie meiner sterbenden Mutter einen Besuch, und mischen Linderung unter ihre Todesangst.

von W.** Weinen Sie nicht, schönster Engel! dürfte ich nur eine von Ihren Thränen wegküssen! Gehen Sie voran, Herr Maxdorf, und zeigen Sie uns Ihre Gattin noch einmal, ehe sie gen Himmel fährt. Ich bin keine Eule, ich rieche den Tod und die Verwesung nicht von ferne.

(Sie giengen ab.)

Die

Die Dame, die schon von Allem, was vorgegangen, und noch vorgehen sollte, unterrichtet war, hielt die saubere Gesellschaft mit Reden auf, widersprach, und führete sie ab. Alle dreye, gleich dumm, giengen wieder hinauf, und fanden die Tafel besetzt. Der Schuft brummte, wie ein Bär, der vom Honigbaume herkömmt. Wie, ich soll mir von einer Frau das Gewissen schärfen und Buße predigen lassen? Gott verdamme mich ewig, wenn ich es leide! Wo ist Ihre Tochter, Herr Wirth? wir wollen speisen! wo ist Christiane?

(**Christiane**, die eben ins Zimmer trat.) Hier ist sie! Ew. Gnaden sprechen ziemlich familiär von mir.

von W.** Wer wird alle Worte auf die Wagschaale legen! Sind wir nicht vertraut, so können wir es noch werden. Setzen Sie sich! Sie sind die Königin dieses Festes. Wir wollen uns heute einfeuchten, und das Leid vertrinken. Ihre Frau Mutter soll, mit Erlaubniß des Arztes und Ihres Herrn Vaters, leben! Angestoßen! Der Wein wird Ihnen stärken, es ist ächter Madera.

Christiane. Das ist er; ich werde aber über zwey Gläser nicht trinken.

von W.** Das bitte ich mir aus.

Es lebe die, die mir zur Lust,
Mit schwarzen Aug und voller Brust,
So reizend die Natur erschuf,
Sie folge ewig ihrem Ruf!

Ich übergehe die übrigen, matten Tischreden.

Christiane

Christiane fieng an, lustig zu werden, und sang ein Lied.

Die Einfälle des Hrn. **von W**** und des Advokatens verdienen nicht, daß ich sie anführe; **Christiane** machte sie beyde lächerlich. Dieses unvergleichliche Mädchen spielete ihre Rolle sehr gut. Sie scherzte, sang, lachte, plauderte verkehrte Dinge, schraubete den dummen Junker, und schlief endlich ein. Gewonnen! schrie **List**, gewonnen! Ja, das haben wir, versetzte der ruchlose Stiefvater, strafen Sie, mein lieber Herr **von W****, die Närrin ab. Aber der Wechsel —? Hier ist er, und ich zerreisse ihn vor Ihren Augen. Wo bringen wir aber das gute Kind hin? Gleich neben an, in ihr eigenes Schlafzimmer, antwortete der Vater, da stöhret Sie niemand. Nunmehr war es Zeit, euch hinter die Vorhänge des Bettes zu verbergen. Wenig Minuten darauf erschienen die Bösewichter, und brachten das allerliebste Mädchen getragen. Der Vater gieng voran, und leuchtete. So bald dieser sich nebst dem infamen Kuppler entfernet hatte, legte der feurige Liebhaber den Degen ab, und zog den Riegel vor die Thür. Wie ein Narr schwazte er mit sich selbst. Habe ich dich nun? Warte, Jungfer, du sollst die Hofnarren kennen lernen. Ha! ha! ha! ich muß über deinen einfältigen Liebhaber lachen. Nein, Kerl, für dich ist der Bissen zu fett! Wenn ich das Ding satt gebraucht habe, alsdenn stehet es dir zu

Dien-

Diensten. Hierauf zog er den Rock aus, näherte sich dem Bette, und wollte meine Braut küssen. So gleich kam ich zum Vorschein, und gab ihm eine so nachdrückliche Maulschelle, daß er zurück taumelte. Eine Minute lang war er, wie vom Blitz gerührt. Was zum Teufel, schrie er endlich, geht hier vor? Bin ich behext? Wer war die Kanaille, die mich schlug? Ohne zu antworten, fassete ich ihn bey der Brust, und warf ihn zu Boden. **Christiane**, die seiner Meynung nach veste schlief, stand auf, und trat sehr gelassen ans Fenster. Der alte Stänkerbock schrie: Helft! helft! Mörder! Umsonst! Niemand konnte zur Thür herein. Stehe auf, Kerl, sagte ich, und ziehe den Degen! oder ich trete dich mit Füßen. Hast du nicht heute von mir auf eine infame Art gesprochen, hast du nicht an diesem unvergleichlichen Frauenzimmer hier ein Bubenstück begehen wollen? Hurtig! oder —

Er zog; wütend drang er auf mich ein. Ich ließ ihn etliche Stöße thun, und da ich mich nicht lang mit ihm aufhalten konnte, so endigte ich das Spiel — Der Degen fiel ihm aus der Hand, und er stürzte.

Ich empfieng noch einen Kuß von **Christianen**, machte mir mit dem Degen in der Faust Platz, hieb **Listen**, der mir den Paß versperren wollte, über seinen dummen Schedel, und flohe im Dunkeln zur Stadt hinaus. Ich bin nachher oft citiret worden, habe aber nie für gut befunden, zu erscheinen.

Chri-

Christiane ist indessen noch ledig, wechselt zuweilen Briefe mit mir, und ich würde sie entführen, wenn ich wüßte, wohin ich sie führen sollte.

So weit **Rambold**!

Ueber diese erbauliche Tischreden könnte man verschiedene Kritiken machen. Aergerten sich denn **Wilhelmine** und **Säugling** nicht daran? Nein! beyde hörten gar nicht zu. Und **Dick**? Der schlief bey der dritten Bouteille ein. **Sebald** dachte den Brief des Geheimenraths nach, und die andern Gäste waren lauter gesetzte Personen, denen man eine jede Geschichte erzählen konnte. Die Tafel wurde aufgehoben. Beym Abschiede bekam **Säugling** einen feurigen Kuß von **Wilhelminen**, und mußte versprechen, sie morgen an der Toilette zu besuchen. Das Ding fängt an gefährlich zu werden, und wenn **Säugling** nicht bey Zeiten einlenkt, so wird er meineidig.

Ende des fünften Buchs.

LB Coburg